

Mythos Heidelberg 2005

Michael Santak

1957 in Königstein (Taunus) geboren. Magister Artium in den Fächern „Neuere Deutsche Literaturwissenschaft“, „Soziologie“ sowie „Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie“. Seit 1978 journalistisch tätig. Lebt seit 1989 in Heidelberg. *info@michael-santak.de*

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Michael Santak (Hrsg.)

Mythos Heidelberg 2005

Titelbild: European Media Laboratory, Heidelberg

Umschlaggestaltung: Jens Hartmann, Heidelberg

© DSV – Dubravka Santak Verlag, Heidelberg

Zweite Auflage, 2005

ISBN 3-00-014848-5

Michael Santak (Hrsg.)

Mythos Heidelberg 2005

Ein Bürgerbuch voller Geschichten, Gedichte
und Interviews; mit Heidelberger Highlights,
Veranstaltungstipps und wichtigen Anschriften

DSV

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆INHALT◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Vorwort

Michael Santak *Das Gefühl, über dem Boden zu schweben* 7

Mythos

Beate Weber *Eine Stadt zum Verlieben* 9
 Sebastian Schlaf *Bezaubernd, ja ergreifend* 10
 Thomas Martin *Emilias Duft* 11
 Oliver Richter *Zauber des Morgens* 14
 Sonja Baum *Kleine Heile-Welt-Oase* 17
 Jumiko Shimada *Eine Stadt wie im Märchen* 20
 Jochen A. Bär *Heidelberger Wissenschaft spielt in der ersten Liga* 21
 Dirk Niebel *Mythos der Freiheit* 24
 Karl A. Lamers *Probater Lockruf* 25
 Norbert Theobald *Heidelberg in Wien am Rhein* 26
 Lothar Binding *Heidelberg in Heidelberg am Neckar* 29
 Volker Oesterreich *Produktive Konstellationen bilden* 31
 Peter Seipel *Stellung als Zentrum der Wissenschaft bewahrt* 34

Landschaft

Paula Mack *Poem an Heidelberg* 36
 Michael Treinies *Träumen, sehnen, ankommen* 37
 Helga Flaig-Becker *Lang lieb ich dich schon* 37

Ana Santak	<i>Das fremd-vertraute Paradies</i>	40
Hilde Domin	<i>Heidelberg ist mein Zuhause</i>	42

Jugend

Walter Jost	<i>Mein Freund Harry</i>	43
Marc Zastrow	<i>Erstes Semester</i>	46
Werner Hacker	<i>Anselm³</i>	53
Michael Santak	<i>Der Schatz im Emmertsgrund</i>	55
Juliette und Violette Delerue, Cristina Morisoli und Alessia Pauchard	<i>Das Heidelberger Nachtleben</i>	73
Hans-Martin Mumm	<i>Weltoffenheit und die Sehnsucht nach Jugend</i>	75

Liebe

Birgit Erwin	<i>Die Wölfin vom Wolfsbrunnen</i>	76
Ernst F. Grillinski	<i>Die Ernstfried-Saga</i>	80
	1. <i>Der Thermalbad-Casanova</i>	
	2. <i>Wink mit dem Taktstock</i>	
	3. <i>Der Zahn der Zeit</i>	
	4. <i>Späte Einsicht</i>	
Michael Santak	<i>Die Liebe in Heidelberg</i>	91

Heidelberger

Paula Mack	<i>Liselotte</i>	95
Ernst F. Grillinski	<i>Und der Chip lächelte</i>	96
Elke Seiler	<i>Sommerende</i>	99
Karl-Heinz Lauber	<i>Traumnacht</i>	102
Michael Santak	<i>Quarkkrise auf dem Neckar</i>	105

Kurt Pulster	<i>Der Weststädter Stolz</i> 107
Michael Santak	<i>Perkeos Deo</i> 107
Brian Nicols	<i>In Heidelberg sind alle zufrieden – sogar die Armen</i> 108

Tourismus

Silke Kühn	<i>Altstadt in Gold</i> 109
Carsten Labudda	<i>Thing</i> 110
Ludwig C. Heyer	<i>Die Fähre</i> 111
Evelyn Schäffer	<i>Heidelberger Sandstein</i> 113
Susanne Zimmer	<i>In drei Stunden durch Heidelberg</i> 114
Ouliana Gorbolskaia	<i>Ein Studentenkuss zum Nachtsch</i> 117
Michael Santak	<i>Schloss mit Meeresblick</i> 118

Highlights

Vom Homo heidelbergensis zum Weltkulturerbe	119
Heidelberger Prominenz	124
Heidelbergs Nobelpreisträger	135
Forschungseinrichtungen in Heidelberg	138
Quellen	138

Aktuell

Terminkalender 2005	139
Telefon- und Adressbuch	151
Entertainment des Tages	159
Zu den Mitwirkenden	159

◆◆◆◆◆◆◆◆VORWORT◆◆◆◆◆◆◆◆

Michael Santak

Das Gefühl, über dem Boden zu schweben

Dieses Buch möchte vor allem unterhalten. Es handelt von Heidelberg sowie seinen Menschen und Mythen. Anklänge an Hölderlin und Eichendorff ließen sich deshalb nicht ganz vermeiden. Die Fixierung auf Heidelberg geschieht mit gutem Grund: Heidelberg ist außerordentlich geschichtenträchtig.

Die weltberühmte Stadt am Neckar vereint den Zauber der Romantik mit dem Elan des Studentenlebens – praktisch Neuschwanstein plus Oxford. Kein Wunder, dass Heidelberg Deutschlands meistbesungene Stadt ist. Der Mythos Heidelberg bezaubert Jahr für Jahr Millionen von Touristen. Der Philosoph Karl Jaspers, der 25 Jahre lang hier lebte, fühlte sich in Heidelberg „einige Zentimeter über dem Erdboden schweben“.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich? Worin liegt das Besondere dieser Stadt – ihr Flair, ihre Aura, ihr Charme? Wie empfinden Heidelberger und Touristen die weltberühmte Stadt am Neckar? Um diese Fragen geht es in diesem Heidelberg-Buch. Heidelberger und Nicht-Heidelberger schreiben über Heidelberg – und das in ihrer jeweils eigenen Sprache.

Interviews konfrontieren den Insider-Blick heimischer Politiker, Künstler und Wissenschaftler mit dem fremden Blick von Heidelberg-Touristen. Sie beleuchten die heutige Bedeutung Heidelbergs, das jeweils zu Beginn des 19. und des 20. Jahrhunderts kulturelle Hochblüten erlebte: erst mit der Heidelberger Romantik, dann mit den intellektuellen Zirkeln um Stefan George und Max Weber. Wie steht es damit im jungen 21. Jahrhundert? Gibt es in Heidelberg ein geistiges Leben auch außerhalb der renommierten Forschungsinstitute von Medizin, Naturwissenschaft und Technik? Was bietet Heidelberg

gegenüber den intellektuellen Hochburgen Berlin, München, Hamburg und Frankfurt oder was lässt es vermissen?

Worin besteht nun also der Mythos Heidelberg? Ein Mythos entsteht durch die Verklärung von Ereignissen. Im Rückblick erscheint uns das intensiv Erlebte, ob Studienzeit, erste Liebe oder Bildungsreise noch viel wunderbarer als es war. Um emotional von dieser Überhöhung zehren zu können, muss man diese Erinnerung durch wiederholtes Erzählen lebendig halten. Da sich in Heidelberg deutsche Kulturgeschichte und persönliche Geschichten vor dem Panorama des erhabenen Schlosses als Sinnbild der Vergänglichkeit ineinander vermischen, bietet sich Heidelberg als Ort der fühlbaren und gefühlten Geschichte für immer wieder gern erzählte Geschichten an, die so gut wie überall auf der Welt funktionieren.

Ob Postkarte oder Urlaubsbericht, Geschichte oder Gedicht: Heidelberg erhöht den jeweiligen Autor und weckt beim Angesprochenen positive Assoziationen. Das Stichwort „Heidelberg“ allein sorgt schon für leuchtende Augen. Der Mythos schafft eine Identität zwischen der Stadt und dem Besucher und zugleich zwischen dem Besucher, der von Heidelberg erzählt, und denen, die ihm zuhören. Der Mythos stiftet also Sinn, indem er ein Glücksversprechen enthält, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet und in die Zukunft weist. Der Mythos steht ähnlich wie eine Marke für emotionale Werte. Wie BMW, Coca Cola und McDonald's ist die Marke „Heidelberg“ weltweit bekannt und positiv besetzt.

Wer dieses Buch liest, stellt schnell fest: Heidelberg bietet touristisch wie literarisch allerhand kleine Überraschungen und unerschöpfliche Unterhaltung.

◆◆◆◆◆MYTHOS◆◆◆◆◆

Beate Weber

Eine Stadt zum Verlieben

Heidelberg ist eine weltoffene Stadt: offen für eine Vielfalt von Nationen, Lebensformen und Denkrichtungen – offen für Menschlichkeit. Vielleicht ist das der Geist, der Heidelberg so lebendig macht: die vielen Chancen in der Stadt, im Beruf und im Privaten, in kulturellen, politischen oder sozialen Gruppen seinen Interessen nachzugehen, sein Lebensgefühl zu leben, sein Glück zu finden.

Der moderne Mythos Heidelberg setzt den alten Mythos fort. Waren es nicht die Philosophen und Denker, die in Heidelberg den geistigen Nährboden fanden, um ihre noch viele Jahrhunderte geltenden Theorien und Weisheiten zu entwickeln? Heidelbergs moderner Mythos lebt von der Spannung zwischen dem historischen Heidelberg, der Geschichte der Universität, der Romantik und der Dichtung und dem modernen Heidelberg, das aus der Vitalität der Gegenwart, der Weltoffenheit und der sich ewig erneuernden Stadt lebt. Er ist „durchströmt von Neuem“ wie Alfred Weber sagte – geistig und persönlich anregend und immer offen – wenn auch manchmal mit dem Drang, die Dinge so zu lassen, wie sie sind.

Hier findet der Mensch die Balance zwischen Enge und Weite, wie es im Spiel der Landschaft zwischen Odenwald, Neckartal und Rheinebene äußerlich sichtbar ist. Darin spiegelt sich das Lebensgefühl dieser Stadt. Es gibt einen Ort, an dem man diesem Gefühl ganz besonders nahe ist: den Philosophenweg. Dort, damals wie heute, springt er spätestens über, der Funke des Mythos Heidelberg, der weiterglüht, egal wohin der Weg uns führt. Er ist es, der die Menschen zurückkommen lässt, zu Besuch oder um für immer zu bleiben. Das ist der entscheidende Funke, der Geist des „Alles ist möglich“. Vielleicht ist das einer der Gründe dafür, dass man sich hier zum

ersten Mal in Baden-Württemberg eine Frau als Oberbürgermeisterin vorstellen konnte. Jetzt sind es immerhin schon 26 im Land. Heute hat Heidelberg einen neuen Ruf: den einer Stadt, in der Frauen durch gute Kinderbetreuung weitaus mehr Chancen auf Gleichberechtigung im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben haben als im Landesdurchschnitt, einer Stadt, die umweltpolitische Maßnahmen und nachhaltige Entwicklung voranbringt, einer Stadt, in der es gelingt, zu sozialen Themen, zur Wirtschaft und zur Umwelt zusammen mit der Wissenschaft feste Netzwerke zu bilden.

Von außen gesehen – und das reicht weit bis nach Asien und Amerika – ist der Mythos der Stadt ungebrochen stark und man kennt nicht nur den Namen, sondern lächelt, wenn man ihn hört: Heidelberg, das ist ein Name, der glänzt. Wir müssen dafür sorgen, dass er nicht stumpf wird. Jaspers sagte, es gelte den Weg zu finden aus der Geborgenheit in das Wagnis. In dieser Tradition sehe ich auch mein Wirken in dieser Stadt – die Befähigung der Menschen, sich aus der Geborgenheit zu wagen, das Leben zu gestalten, als mündige Bürgerinnen und Bürger zu leben. Es gibt keinen rationalen Beweis für dieses Lebensgefühl, denn der Mythos entzieht sich der logischen Erkenntnis und ist dennoch existent – unser Mythos Heidelberg.

Sebastian Schlaf

Bezaubernd, ja ergreifend

Der Mythos Heidelberg im Jahr
Zweitausendfünf ist wunderbar
und über lange Zeit gereift.
Er kann bezaubern, ja ergreift
die Menschen, welche diese Stadt
und das, was sie zu bieten hat,
betrachten. Das kann sie beleben,
kann Besuchern sehr viel geben.

Thomas Martin

Emilias Duft

Er war aus Florenz Santa Maria Novella mit dem Nachtzug angereist, um die Stadt in Augenschein zu nehmen, bevor er über sie einen Essay schreiben würde. Dass er an diesem frühen Morgen zunächst in Mannheim angekommen war, störte ihn nicht im Geringsten. Schließlich wollte er nichts dem Zufall überlassen, keinen Atemzug verstreichen lassen, ohne dem wirklichen Heidelberg möglichst nahe zu kommen. Dazu gehörte offensichtlich auch der überfüllte Regionalzug. Möglicherweise hatte Luca gerade das von ihm erwartet, als er ihm den Auftrag gab. Schließlich war er der einzige, der ausreichend Deutsch konnte. Aber gab es jemanden unter ihren Lesern, der sich für dieses Thema überhaupt interessierte? Schließlich sollte es kein Reisebericht werden mit Hotel- und Restaurantempfehlungen. Das einzige, was ihm zu diesem Thema einfiel, war die Teilnahme der Heidelberger Unterwasserrugbymannschaft beim vierten Torneo Internazionale im vergangenen Mai in Florenz. Das war jedoch kaum der Stoff, mit dem sich seiner Leserschaft der Mythos Heidelberg vermitteln ließ, trotz der großartigen sportlichen Leistung dieses Teams. Er musste sich von einer anderen Seite dem Mythos nähern, denn die Fakten über Heidelberg und seine Einwohner hatte er seinem Touring-Club-Reiseführer längst entnommen. Was blieb, war die Frage, ob Mythen sich unter dem Druck der Wirklichkeit, unter dem Eindruck des Alltäglichen überhaupt bewahrheiten. Als Religionshistoriker, der er durch seine Ausbildung an der Universität von Florenz war, musste er diese Frage bejahen, als freier Journalist, als der er beim Giornale Nove da Firenze sein Geld verdiente, fühlte er Zweifel aufkommen. Gibt es denn erfahrbare Mythen, kann man durch einen Mythos gehen, wie durch eine Stadt? Kann man in ihm sitzen, wie in einem Ferrari? Gibt es überhaupt moderne Mythen oder lässt sich mit Hilfe von Simpsons Paradoxon der Mythos bestreiten, dass Bischöfe älter werden als Männer, die nicht im Zölibat leben? Eine Frage, die in seiner Heimat äußerst umstritten ist. Bei seinen Vorbereitungen auf dieses Thema hatte er festgestellt, dass sich Mythen nicht widerlegen lassen, dass es also

nicht darum geht, Mythen zu überprüfen. Ja, sie entziehen sich geradezu jeder Überprüfbarkeit. Auf diese ernüchternde Feststellung reagierte er wie ein Kind: mit Trotz. Er griff zum Telefonhörer, dann zu seiner Agenda und wählte die 0049, legte auf, zündete sich eine Zigarette an und wählte erneut. Am anderen Ende war ein Anrufbeantworter zu hören, der ihm auf Deutsch mitteilte, dass man seine Nachricht nach dem Piepton erwarten würde. Er hatte ihre Stimme längst erkannt und teilte ihr mit, dass er sie besuchen wolle. Er würde sie von Heidelberg aus anrufen, sie solle ihn nicht vom Bahnhof abholen.

Bereits im Kanton Aargau, als ihn der Schaffner durch ein Zeichen, an das er sich nicht mehr erinnern konnte, geweckt hatte, begann er voller Tatendrang seinen ersten Gedanken zu formulieren: „Als er dem Nachtzug aus Mailand entstieg, nahm ihn die Attraktion dieser Stadt gefangen. Wie von einem Magneten fühlte er sich von ihr angezogen. Vorbei an frisch duftenden Brezeln und freundlich lächelnden Menschen erreichte er den Bismarckplatz.“ Schnell hatte sich dieses romantisch verklärte Bild zerschlagen: Man fährt mit dem Zug aus Mailand kommend gar nicht in Heidelberg ein, sondern in Mannheim. Er bahnte sich einen Weg zu seinem Bahnsteig, wo er über Lautsprecher darüber informiert wurde, dass der Zug nach Heidelberg wegen Gleisarbeiten an anderer Stelle abfahren sollte. Gott sei Dank hatte er einen Türken gefunden, der ihm diese Information in Gesten übersetzte. Sein Deutsch war doch nicht so gut, wie er und Luca gehofft hatten. Gemütlich schaukelnd und mit erstaunlicher Beharrlichkeit an jeder Haltestelle stoppend, erreichte dieser Rüttel-Schüttel-Bummelzug endlich die mythische Stadt. Er folgte dem Sog der Pendler über die Rolltreppe nach oben und gelangte in eine von zahlreichen bunten Ständen überfüllte Bahnhofshalle, wo ihm ägyptischer Papyrus angeboten wurde. Er ging zur Haltestelle der Busse und Straßenbahnen. Weil ihm der Erwerb eines Fahrscheins nach der enttäuschenden Erfahrung mit seinen Deutschkenntnissen zu beschwerlich erschien, stieg er spontan in einen wartenden Bus ein. Seiner literarischen Idee auf wundersame Weise gehorchend, brachte ihn dieser in wenigen Minuten zum Bismarckplatz. Eccola qua, hier ist also das Zentrum des Mythos. Einen Schritt weiter fand er eine

Ansammlung von Telefonzellen und dank des Euro konnte er mit den Münzen bezahlen, die er in seiner Manteltasche fand.

Diesmal traf sein Anruf Emilia zu Hause an, allerdings hatte er sie offenbar geweckt, denn ihre Stimme klang verschlafen. Er teilte ihr nicht ohne Stolz mit, dass er auf dem Bismarckplatz stünde und sie sich nicht um ihn kümmern solle, dass er sie aber gerne zum Mittagessen treffen würde. Sie bat ihn, sich in einem nahe gelegenen Café zu gedulden, in etwa 20 Minuten würde sie ihn dort treffen. Als er aufgelegt hatte, nahm er seinen Rollenkoffer und schlenderte auf ein Kaufhaus zu, das einen italienischen Namen trug. Sofort fühlte er eine gewisse Vertrautheit, auch wenn er den Mythen wenigstens bewusst noch nicht begegnet war. Emilias Anweisungen folgend kam er an einem holländischen Blumenhändler vorbei, gelangte zu einem McDonald's-Restaurant und überquerte an einer Ampel die Straße. Durch einen kleinen Garten, in dem Klappstühle und Tische sonnenhungrige Gäste einluden, erreichte er das Café, das ebenfalls einen italienischen Namen trug. Der Speisekarte nach zu urteilen, hatte es sich jedoch auf österreichische Köstlichkeiten spezialisiert, die er von seinen Urlauben in Südtirol kannte. Die freundliche Biologiestudentin, die ihn bediente – er hatte ihre Hauptbeschäftigung aus ihrer Unterhaltung mit einer Kollegin über Osmose geschlossen – war nicht wenig erstaunt, als er in Erinnerung an die Sommerferien mit seinen Eltern Kaiserschmarrn mit Apfelkompott bestellte, ein zu dieser Uhrzeit offenbar bizarrer Wunsch. Doch wegen der ihm planlos erscheinenden Anhäufung von Konsonanten und der damit verbundenen Unaussprechlichkeit einiger anderer Gerichte, hatte er seinen Entschluss innerlich verteidigt, worin ihn das Lächeln der Bedienung bestätigte.

Kaum war er mit dem Frühstück fertig, als die Tür aufging und Emilia wie von einem Windzug getragen in das Café trat. Sie hatte ihn sofort erkannt, obwohl sie sich seit der Terza Media vor zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatten. Sie kam ihm wunderschön vor und er schämte sich, wegen des breiigen Schweregefühls in seinem Magen ihrer Leichtigkeit nichts entgegensetzen zu können. Doch sie umhalste ihn. „Wie schön, Dich zu sehen, Paolo. Schön bist du. Aber sag, was führt dich zu mir?“, fragte sie, als sie sich neben ihm auf die Bank setzte und ihren leicht parfümierten weißen Schal so vehement von ihrem

Hals zog, dass er für einen Moment befürchtete, ihr Kopf würde sich wie ein Kreisel zu drehen beginnen.

„Der Mythos“, entgegnete er. Sie hielt einen Moment inne und brach in schallendes Gelächter aus. „Du hast immer noch diese verrückten Ideen. Wie früher, Paolo.“ Er fühlte sich verlegen, aber sie nahm mit beiden Händen seinen Kopf und küsste ihn auf die Wange. Seiner Verlegenheit half das nicht im Mindesten. Er hatte den Eindruck, als hätte jemand die Tür offen gelassen und ein Wirbelsturm hätte sich in seinem Leben breit gemacht. „Ich bin gleich wieder da. Du bezahlst inzwischen. Den Espresso trinken wir woanders“, rief sie im Gehen. Die Bedienung trat – noch immer lächelnd – an seinen Tisch. „Waren Sie zufrieden?“ – „Ich bin es immer noch.“ Als Emilia zurückkam, nahm er seinen Mantel. Sie hakte sich bei ihm unter und zog ihn geradewegs zur Tür hinaus. Doch plötzlich blieb er stehen. „Jetzt hätte ich fast meinen Koffer vergessen.“ Als sie vor der Ampel standen, sah sie ihn von der Seite an. „Sag mal, was soll diese Sache mit dem Mythos?“ Er überlegte kurz, während die Ampel auf grün wechselte. „Ach nichts, ich wollte Dich einfach wiedersehen.“ Als sie bei dem Blumenhändler vorbeikamen, ließ er sie kurz warten und kaufte einen Strauß rote Rosen.

Oliver Richter

Zauber des Morgens

Ein kühler Morgenwind weht durch das Tal. Noch etwas zaghaft beginnen die ersten Sonnenstrahlen das dunkle Blau der Nacht in ein helles Grau zu verwandeln. Nebel steigt auf und bedeckt die auf der anderen Uferseite liegenden Häuser wie eine Decke einen Schlafenden. Kaum ein Geräusch ist zu vernehmen. Nur das Schnattern einer Ente durchdringt die Stille. Das leise Plätschern des Wassers an der Uferböschung klingt wie der ruhige und gleichmäßige Pulsschlag der schlafenden Stadt. Vom Morgendunst eingehüllt liegt sie da, eingebettet in die sanften Hügel von Heiligenberg und Königstuhl. Einzig

die Kirchtürme ragen wie Nasenspitzen unter der Bettdecke hervor. Im Vordergrund die wuchtigen Bögen der Alten Brücke und darüber die schemenhaften Konturen des Schlosses. Ein leichter Wind treibt graue Nebelfetzen vor sich her. Wie gehetzte Passanten einem Ziel zustreben, ziehen sie zum Horizont, um sich dort mit dem Silbergrau des erwachenden Morgens zu vermischen. Die Sonne wirft ein fahles Licht durch den Dunst, doch gelingt es ein paar Sonnenstrahlen immer wieder, den weißgrauen Schleier zu durchdringen und das Wasser golden zu färben. Verhallen tönt das Läuten einer Glocke herüber. Die Gedanken beginnen zu schweifen. Was mögen die Dichter der Romantik bei diesem Anblick gedacht haben und was empfanden die Römer oder Kelten in dieser geheimnisvollen Welt?

Von diesen Eindrücken gefangen, ist es ihm plötzlich, als ob eine seit Kindertagen längst vergangene zauberhafte Welt wieder entsteht, in der die Dunstfäden auf dem Neckar zu tanzenden Elfen werden, gütig betrachtet von dem zu Stein gewordenen Nepomuk. Das Spiel von Licht und Schatten der aufgehenden Sonne scheint ihm ein Lächeln auf das Gesicht zu zaubern. Auch der sonst so streng blickende Kurfürst Carl Theodor, der auf der Alten Brücke Ausschau hält, scheint sich über das Schauspiel auf dem Wasser genau so zu amüsieren, wie Athene und die allegorischen Gestalten, die ihnen zu Füßen liegen. Tausend glitzernde Goldfäden, von der Sonne auf die kleinen Wellen des Neckars gezaubert, wirken wie das wallende Haar der Nixen, das sich an der Wasseroberfläche spiegelt. Die Umrisse eines Schiffs schieben sich durch den morgendlichen Dunst. Die Lichtreflexe der Positionslichter erscheinen wie die Kronleuchter in ihrem Festsaal. Majestätisch gleitet es vorüber und ist so plötzlich, wie es auftauchte, wieder verschwunden. Nur das immer leiser werdende tiefe Brummen des Dieselmotors wird noch durch den Nebel herübergeweht. Aus der Altstadt erklingt das anhaltende Poltern der über das Kopfsteinpflaster gezogenen Abfalltonnen. In diesem Augenblick freilich wird das Geräusch von den eisenbeschlagenen Rädern der kurfürstlichen Kutsche verursacht, die über das holprige Pflaster rollen. Die plötzlich aus dem Nebel auf der Alten Brücke auftauchenden orangefarbenen Männer der Stadtwerke werden jetzt zu kurfürstlichen Brückenwächtern in purpurnen Uniformen, Schaufel und Besen zu Lanze und Hellebarde.

Hoch oben auf dem Schloss blinken einige der goldenen Giebelverzierungen wie kleine Sonnen. Eine Lichtspiegelung auf dem Fenster des Friedrichsbaus macht glauben, dass es geöffnet wird. Ist es Liselotte, die nach ihrem Vater, dem Kurfürsten, Ausschau hält, in der Hand eine Schüssel Specksalat? Ist es ein Ritter, der nach einem Schäferstündchen das Schloss auf diesem Weg verlassen will? Ein metallisches Klappern klingt schwach herüber. War es die Schüssel mit der verbotenen Speise, die der Kurfürstentochter vor Schreck aus der Hand gefallen ist, oder war es der Ritter, der in seiner Rüstung aus dem Fenster auf den Schlossaltan gesprungen ist und dort seinen Fußabdruck in einer Sandsteinplatte hinterlassen hat?

Der Lärm des einsetzenden Berufsverkehrs, vom Nebel fast vollständig verschluckt, klingt wie das Rauschen des Windes im Wald. Das durch eine Bodenunebenheit hervorgerufene Rumpeln eines vorbeifahrenden Lasters hallt über den Fluss wie der Kanonendonner der kaiserlichen Truppen vor rund 400 Jahren. Ein paar Rufe sind zu hören. Sind es die ersten Frühaufsteher, die sich lautstark einen guten Morgen wünschen oder sind es die Heidelberger Studenten, die erst jetzt von einem Umtrunk zurückkehren? Die Bilder des Films „Heidelberger Romanze“ werden wach und man könnte meinen, das „Gaudeamus igitur“ über den Neckar klingen zu hören. Ein paar Leute hasten verschlafen vorüber. Langsam beginnt sich der Nebel zu heben, so als schlage die erwachende Stadt die Decke zurück um aufzustehen. Immer klarer treten nun die vom Dunst umhüllten Umrisse zutage: ganz oben auf dem Königstuhl die beiden Fernsehtürme, die aussehen wie die Lanzen zweier Ritter, die diese für ein Turnier dort abgestellt haben, darunter das Schloss und die Häuser der Altstadt, im Vordergrund die weißen Brückentürme, die wie zwei Soldaten kerzengerade und mit leuchtenden Hauben den Eingang der Stadt bewachen. Nur noch ein zarter Schleier liegt über der Stadt, der alle Farben mit einem rauchigen Grau überzogen hat. Vereinzelt, fast unsichtbar, treiben noch ein paar Nebelschleier über das Wasser. Immer mehr vermischt sich das helle Blau des Morgenhimmels mit dem Grau der Dämmerung. Dann gibt das Licht der Sonne der Brücke und dem Schloss das leuchtende Rot zurück, den Bergen ihr dunkles Grün. Dazwischen schimmern die ersten goldbraunen Blätter des sich ankündigenden Herbsts. Auch der Neckar ist nun ganz in Gold und

Silber getaucht. Allein der breite Schatten, den die Brücke auf das Wasser wirft, unterbricht das Farbenspiel. Überall glitzert es tausend- und abertausendfach. Dann jedoch wird das Blinken weniger, so dass man glauben könnte, die Elfen und Nixen seien nun mit wehendem Haar in ihr Reich unter Wasser zurückgekehrt, um dem Alltag Platz zu machen. Und schon beginnt das Leben in der nun vollends erwachten Stadt zu pulsieren. Die ersten Besuchergruppen strömen auf die Mitte der Alten Brücke. Auf dem Schlossaltan sind ein paar bunte Farbleckse auszumachen. Ab und an ist auch hier ein Blitzen und Blinken zu sehen, diesmal allerdings ausgelöst durch das Blitzlicht der Fotoapparate. Während hier wie dort die Legenden und Geschichten von Schloss und Stadt erzählt werden, von Rittersprung und Specksalat, von großem Fass und Studentenkarzer, ist die geheimnisvolle Märchenwelt nun ganz verschwunden. Der Zauber aber, der von der Stadt ausgeht, bleibt. Jeder der für ein paar Minuten aus der Hektik des Alltags entflieht, kann ihn auf seine Weise erfahren.

Sonja Baum

Kleine Heile-Welt-Oase

Warum spielt ihr Roman Novembertag im Frühling in Heidelberg?

Sonja Baum: Ich habe während meiner gesamten Studentenzeit in Heidelberg unterhalb des Heidelberger Schlosses gelebt. Jedes Mal, wenn ich aus dem Haus ging, und jedes Mal, wenn ich nach Hause kam, habe ich hinaufgesehen. Dabei sah das Schloss jedes Mal anders aus. Je nach Wetter und Jahreszeit scheint es mal größer und nah, mal weit entfernt, mal überdeutlich, mal hinter Nebeln verschwommen, mal auf Wolken thronend, mal im Sonnendunst verschwunden – ich habe da die seltsamsten und beeindruckendsten Phänomene gesehen. Dabei wirkte es immer auf mich so, als ob das Schloss beschützend über der Stadt schwebt. Dann fühlt man sich sicher, man fühlt sich wie in einer kleinen heilen Welt. Und da stand bald fest, dass mein Roman

in Heidelberg spielen würde und ich das Heidelberger Schloss zum Thema meines Romans machen würde.

Welche Bedeutung hat Heidelberg für Sie persönlich und für Ihre Literatur?

Sonja Baum: In Heidelberg habe ich entscheidende Jahre meiner persönlichen Entwicklung durchlebt, ich bin hier erwachsen geworden. Das Mystische der Stadt hat mein Schreiben sehr geprägt. Auch ist es keine „schnelle“ Stadt. Heidelberg lehrt einen, auf Details zu achten und inne zu halten. Und genau das möchte ich mit meiner Literatur erreichen. Dass die Menschen innehalten, dass sie nicht immer klagen über die schlechten Dinge, sondern das Gute und Schöne sehen. Ganz zentrale Elemente, die man in meinem Schreiben – nicht nur in meinem Roman – immer wieder findet, sind die Nebel, die sich über dem Neckar sammeln und sich lange zwischen den Bergen halten, und der Neckar, der jeden Tag eine andere Farbe hat, manchmal schnell und fröhlich dahinfließt, mit vielen kleinen Wellen, manchmal träge, schwer und klebrig. Ganz wichtig sind für mich auch die vielen schönen Antiquariate in Heidelberg. Hier habe ich viele Stunden verbracht und nach Büchern von meinen Lieblingsautoren Manfred Hausmann und Boris Vian gestöbert.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich?

Sonja Baum: Ich denke, der Mythos ist eng verknüpft mit dem Schloss. Die Menschen haben eine Schwäche für Burgen und Schlösser, für Ritter und Legenden, die sich um sie ranken. Die Zeit um den Winterkönig Friedrich V. hat mich besonders fasziniert. Da ist einmal die Liebeshochzeit mit Elisabeth Stuart und dann die ganzen Prunkbauten, die auf sein Konto gehen. Er und auch seine Frau sind für mich sehr menschliche Figuren, deren Motivationen ich in meinen Recherchen versucht habe herauszufinden. Die andere Seite des Mythos sind sicher die Studentenverbindungen. Viele Freunde von mir sind nach Heidelberg gegangen und in derselben Verbindung aktiv geworden, in der auch schon ihre Väter gewesen waren. Die Väter haben viele Geschichten aus ihrer Zeit in Heidelberg erzählt,

haben ihre Heidelberger Zeit mythisiert und die Söhne werden mal das gleiche tun.

Worin sehen Sie die Unterschiede im kulturellen Leben Heidelbergs, Hannovers und Berlins?

Sonja Baum: Durch den größeren Wettbewerb in den großen Städten gibt es dort eine größere Bandbreite, aber vor allem eben auch qualitativ bessere Angebote. In Heidelberg habe ich da doch einiges vermisst. Hannover bietet unheimlich viel: Theater, Oper, Lesungen und auch die alternative und studentische Szene ist dort sehr interessant. Über Berlin kann ich noch nicht so viel sagen. Ich bin gerade noch dabei, das kulturelle Leben Berlins zu erkunden.

Warum hat Heidelberg heute nicht mehr die große Bedeutung als Zentrum des deutschen Geistes wie in vergangenen Zeiten?

Sonja Baum: Ich bin zwar keine Historikerin, aber ich denke, ein schlimmer Schlag für Heidelberg war der Verlust der Bibliotheca palatina. Sie war ja sicher der Grund, warum überhaupt so viele Gelehrte nach Heidelberg kamen. Heute ist es sicher so, dass es die Menschen in die großen Städte zieht. Mir geht es ja auch nicht anders. Dabei hat mir an Heidelberg immer sehr gefallen, dass es in der Mitte von Deutschland liegt. Ich bin unheimlich viel gereist in meiner Heidelberger Zeit, in alle Himmelsrichtungen. Das ist von Berlin aus schwieriger. Aber: Auch wenn Heidelberg nicht mehr das Zentrum des deutschen Geistes ist, so hat es sich doch zu einer Hochburg der Naturwissenschaften entwickelt.

Was könnte das geistige Leben Heidelbergs wieder anregen?

Sonja Baum: Eine schwierige Frage. Ich bin der Meinung, dass das DAI sehr viel leistet, Trends erkennt und versucht, diese auch nach Heidelberg zu holen. Das ist in Heidelberg aber eher schwierig. Die Heidelberger leben in ihrer eigenen Welt. Was in Hamburg oder Berlin angesagt ist, wird hier ignoriert. Vielleicht macht das aber auch den Charme Heidelbergs aus. Für mich ist es eine kleine Heile-Welt-Oase, in die es mich immer wieder zurückzieht.

Yumiko Shimada

Eine Stadt wie im Märchen

Wie finden Sie Heidelberg? Was gefällt Ihnen hier am besten?

Yumiko Shimada: Ich lebe seit einem Monat in Heidelberg und ich gewöhne mich langsam an die Stadt und ihre vielen alten Gebäude. Wenn ich abends zufällig das Schloss sehe, fühle ich, dass ich in einem fremden Land lebe. Das Schloss, das abends beleuchtet ist, gefällt mir am besten. Ich glaube, die Leute in Heidelberg schätzen ihre Geschichte und ihre alten Gebäude. Sie leben mit ihrer Stadt.

Was haben Sie in Ihrer Heimat über Heidelberg gehört?

Yumiko Shimada: Ich habe gehört, dass Heidelberg eine Studentenstadt ist. Viele Künstler sind nach Heidelberg gekommen und haben viele Werke geschrieben.

Was zog Sie nach Heidelberg? Was machen Sie hier?

Yumiko Shimada: Ich wollte einmal in einer solchen Stadt wie im Märchen leben. Deshalb habe ich mich entschieden, in Heidelberg zu leben. Ich möchte hier Deutsch lernen.

Was wissen Sie über den Mythos Heidelberg?

Yumiko Shimada: Ich habe von Perkeo gehört, der im Schloss Wache beim großen Fass gehalten hat.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Yumiko Shimada: Wenn man auf der alten Brücke steht und die Altstadt mit dem Schloss sieht, fühlt man sich wie in einem Märchen oder wie im Mittelalter.

Jochen A. Bär

Heidelberger Wissenschaft spielt in der ersten Liga

Welche Bedeutung hat das Heidelberg-Motiv in der Literatur?

Jochen A. Bär: Von „dem“ Heidelberg-Motiv in „der“ Literatur zu sprechen, scheint mir nicht angebracht, da es die Sache verkürzt. Man muss immer angeben, von welcher Literatur oder von welcher literarischen Epoche man spricht. Es gibt hier einen großen Unterschied beispielsweise zwischen dem Barock und der Romantik. Außerdem spielt es eine Rolle, ob man von der Stadt Heidelberg, von der Universität oder vom kurfürstlichen Hof redet. In der Renaissance- und Barockzeit war Heidelberg berühmt unter anderem für den Hortus palatinus, den kurfürstlichen Garten auf den Schlossterrassen, und für die Bibliotheca palatina, die bedeutendste Bibliothek von ganz Europa. Im 19. Jahrhundert entdeckte die Romantik den besonderen „Zauber“ des Ortes. Damals war aber Heidelberg schon keine Residenz mehr, sondern ein unbedeutendes Provinzstädtchen: „der Vaterlandsstädte Ländlichschönste“, wie es Hölderlin in seinem berühmten Heidelberg-Gedicht ausgedrückte. Der Ort vermittelte den Eindruck einer großen, glanzvollen, aber längst verfallenen Vergangenheit, und eben das faszinierte die Romantiker.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich und wie ist er entstanden?

Jochen A. Bär: Was man den „Mythos Heidelberg“ nennen könnte, hat vermutlich viel mit der gerade erwähnten romantischen Sicht Heidelbergs zu tun. Man darf aber dabei nicht allein an die Literatur denken, sondern muss auch die Malerei des 19. Jahrhunderts mit einbeziehen. Die Romantik war ja nicht nur vom Mittelalter fasziniert, sondern von allem, was das Gefühl der Sehnsucht hervorzurufen imstande war. Dazu gehörte auch der Blick in eine verblauende Ferne, wie er, von Osten, rechts am Schloss vorbei durch das Neckartal in die Rheinebene hinaus, oft und oft von romantischen Malern festgehalten wurde. Heidelberg wurde durch die Verfestigung solcher Sichtweisen im kollektiven Bewusstsein eines Kunst begeisterten oder auch nur

Kunst beflissenen Bildungsbürgertums zur poetisch-künstlerischen Chiffre für Sentimentalität und blieb dies stereotyp bis heute.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Jochen A. Bär: Für mich ist Heidelberg immer noch und immer wieder „mein zu Hause“. Ich habe hier studiert und einige der schönsten Jahre meines Lebens verbracht. Meiner Meinung nach ist das Besondere an Heidelberg die spezifische Mischung aus Geschichte und Gegenwart. Man steht überall auf historischem Boden. Gleichwohl ist Heidelberg eine junge, eine lebendige Stadt. Das liegt vor allem an den vielen jungen Menschen, die zum Studium nach Heidelberg kommen. Denn auch unsere Universität ist ja eben die älteste, zugleich aber eine der modernsten und besten in Deutschland. Heidelberg ist aber auch einfach ein schöner Ort. Nicht umsonst kommen so viele Touristen hierher. Selbst wer Europa in fünf Tagen absolviert, macht traditionell Station in Heidelberg, und ich habe noch von niemandem gehört, der enttäuscht gewesen wäre. Es ist sicherlich vor allem die Topographie, die Lage am Fluss zwischen den engen Bergen und der Weite der Ebene, mit der Schlossruine und der Altstadt, die Dichter wie Goethe und Hölderlin begeistert hat und die noch heute die Menschen fasziniert.

Warum hat Heidelberg nicht mehr die große Bedeutung als Zentrum des deutschen Geistes wie in vergangenen Zeiten?

Jochen A. Bär: Heidelberg war eines der großen intellektuellen Zentren zu Zeiten der deutschen Kleinstaaterei. Damals war die Kurpfalz ein wichtiger politischer Faktor im deutschen Reich. Der kurfürstliche Hof und die Universität zogen Geistesgrößen nicht nur aus Deutschland, sondern aus ganz Europa an. Der geistige Niedergang Heidelbergs begann im Dreißigjährigen Krieg, als die Stadt von der katholischen Liga erobert wurde. Die weltberühmte Bibliotheca palatina, der größte Schatz der Universität, wurde nach Rom verschleppt, wo sie sich heute noch, als Teil der Vatikanischen Bibliothek, befindet. Ende des 17. Jahrhunderts wurde Heidelberg von den Franzosen zerstört. Auch die Universität lag damals am Boden. Im 18. Jahrhundert ging dann der Hof wegen religiöser Auseinandersetzungen mit der Stadtbevölkerung zuerst nach Mannheim,

dann unter dem Kurfürsten Karl Theodor, der Bayern erbte, nach München. Schon damals war Heidelberg nur noch Provinz, und daran haben auch die historischen Entwicklungen im 19. Jahrhundert, insbesondere nach 1871, als Berlin die Metropole Nummer eins wurde, nichts ändern können. Die Heidelberger Universität ist nach ihrer Reorganisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwar erneut ein Zentrum der Wissenschaft geworden, aber sie konnte eben nicht mehr „das“ Zentrum werden.

Was könnte das geistige Leben Heidelbergs wieder anregen?

Jochen A. Bär: Das geistige Leben Heidelbergs ist aus meiner Sicht durchaus rege. Es gibt hier ein breites kulturelles Spektrum. Wir haben Literaturtage, Filmfestivals, den Karlstorbahnhof, ein großes musikalisches Veranstaltungsangebot und vieles mehr. Das Niveau ist beachtlich. Sicherlich ist die überregionale oder sogar internationale „Strahlkraft“ Heidelbergs nicht allzu groß, will sagen: die absoluten kulturellen Spitzenleistungen finden hier nicht statt, aber man muss auch die Verhältnisse sehen. Heidelberg an Kulturmetropolen wie Berlin, Hamburg, Frankfurt oder München messen zu wollen, wäre zweifellos nicht fair. Was die Wissenschaft betrifft, so spielt Heidelberg in vielen Bereichen, beispielsweise in der Medizin, aber auch in den Kultur- und Geisteswissenschaften, international durchaus in der ersten Liga. Hier müssen wir uns überhaupt nicht verstecken. Allerdings sehe ich die Gefahr, dass im Zuge der allgemeinen Finanzprobleme, unter denen auch die Universitäten zu leiden haben, vor allem die Geisteswissenschaften dezimiert werden, weil die naturgemäß keinen wirtschaftlichen Fortschritt erbringen. Im Gegenteil: Man sollte Mittel und Wege finden für noch mehr Projekte wie den Clemens-Brentano-Literaturpreis, den das germanistische Seminar der Universität gemeinsam mit dem Kulturstadtrat der Stadt vergibt, oder die durchaus öffentlichkeitswirksame Poetik-Dozentur, die Jahr für Jahr bedeutende Schriftsteller zu Vorträgen und Lesungen nach Heidelberg bringt. Hier könnte aus meiner Sicht noch manches getan werden.

Dirk Niebel

Mythos der Freiheit

Welche Bedeutung hat Heidelberg für Sie persönlich?

Dirk Niebel: Heidelberg ist der Platz, den ich meine Heimat nenne. Hier fühle ich mich wohl, hier bin ich zu Hause in jedem Sinne.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich?

Dirk Niebel: Heidelberg ist zweifellos ein Mythos – ein Mythos der Freiheit, der Weltoffenheit, der Toleranz, der Schönheit, eine große historische Tradition.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Dirk Niebel: Heidelberg ist eine jener Städte, die zwischen Nord und Süd ein Bindeglied darstellen. Eine deutsche Stadt mit mediterranem Flair – wo gibt es das noch?

Worin sehen Sie die Unterschiede zwischen Heidelberg und Berlin?

Dirk Niebel: Das kann man nicht vergleichen. Als Heidelberg bereits eine wichtige Stadt war, existierte Berlin noch gar nicht. Da ist eine große und alte historische Vergangenheit, die mit Leben gefüllt werden will. Natürlich ist es hier ruhiger als in der Hauptstadt. Aber unsere Besucherzahlen zeigen, dass wir einen Vergleich in Bezug auf die Beliebtheit nicht scheuen müssen.

Warum hat Heidelberg nicht mehr die große Bedeutung als Zentrum des deutschen Geistes wie in vergangenen Zeiten?

Dirk Niebel: Heidelberg teilt das gleiche Schicksal mit allen traditionsreichen Universitätsstädten. Durch die Informationsflut im Medienzeitalter gibt es keine echten „Zentren“ mehr. Aber Heidelberg hat immer noch eine sehr liberale und fortschrittliche Prägung.

Was könnte das geistige Leben Heidelbergs wieder anregen?

Dirk Niebel: Mit den neuen Medien wird eine immer stärkere internationale Vernetzung möglich – vom Wissenserwerb bis hin zu sozialen Kontakten. Darin steckt ein großes Potenzial, das wir in Deutschland – auch in Heidelberg – noch lange nicht hinreichend ausschöpfen.

Karl A. Lamers

Probater Lockruf

Welche Bedeutung hat Heidelberg für Sie persönlich?

Karl A. Lamers: Diese wunderschöne Stadt ist ein treffliches Lockmittel, wenn ich hochrangige Politiker einlade. Heidelberg hat weltweit einen exzellenten Ruf von Weltoffenheit und Heimat zugleich.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich?

Karl A. Lamers: Spätromantik, Schloss, liebliches Neckartal.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Karl A. Lamers: Die einzigartige Kombination von Schloss, Universität und Altstadt mit dem modernen Zentrum von Wissenschaft, Forschung und Technologie.

Worin sehen Sie die Unterschiede zwischen Heidelberg und Berlin?

Karl A. Lamers: Heidelberg ist kleiner, aber feiner. Berlin ist pulsierend, mit umfassenden, ja unendlichen Möglichkeiten des kulturellen Lebens, wobei sich die Qualität in Heidelberg durchaus sehen lassen kann.

Warum hat Heidelberg nicht mehr die große Bedeutung als Zentrum des deutschen Geistes wie in vergangenen Zeiten?

Karl A. Lamers: Heidelberg entspricht nicht mehr so dem Zeitgeist wie in der Spätromantik. Heute hat die Schlossruine immer noch eine große Strahlkraft für Touristen, ob sie aber so sehr in die geistige Tiefe der Stadt vordringen? Heidelberg befindet sich momentan in einem Prozess der Neuorientierung: Einerseits hin zum modernen Standort mit zahlreichen Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen, andererseits zum Weltkulturerbe. In diesem Selbstfindungsprozess muss der Spagat gelingen, beides zu vereinen und Heidelberg zu einem weltweit noch bedeutenderen Zukunftsstandort zu machen.

Was könnte das geistige Leben Heidelbergs wieder anregen?

Karl A. Lamers: Eine Patentlösung zur weiteren Steigerung des geistigen Lebens gibt es nicht, wobei der Weg über die Universität führen muss. Das Problem ist jedoch nicht Heidelberg-spezifisch. In ganz Deutschland muss das geistige Leben wieder in Schwung kommen. Wir müssen mehr Zukunftsinvestitionen tätigen. Wenn wir die aktuelle Depression überwinden und positiv nach vorn schauen, kommt Deutschland wieder dahin, wo es hingehört – an die Weltspitze. Dazu brauchen wir wieder mehr Macher als Meckerer.

Norbert Theobald

Heidelberg in Wien am Rhein

Die klischeehaft romantische Liebe zum Uni-Städtchen am Neckar und die Diskussion über den aufkeimenden Tourismus im 20. Jahrhundert veränderte die Haltung des Schriftstellers Kurt Tucholsky zu Heidelberg: „Denn der schönste Platz, der hier auf Erden mein, das ist mein Heidelberg in Wien am Rhein“.

Tja, da hat er sich weit aus dem Fenster gelehnt, oder? Der Vergleich von Heidelberg mit Wien ist ungefähr so, wie für den Fußballfan der

zwischen Bayern München und der TSG Hoffenheim – dachte ich anfangs. Da schrieb zur 800-Jahr-Feier Heidelbergs der Musiker Bernhard Bentgens ein Lied, das am Ende des Refrains mit „Heidelberg am Rhein“ aufhört. Also fragte ich mich dann doch, warum die kurpfälzische Stadt am Neckar so mythologisiert wird.

Die wohl deutlichste romantische Verklärung erfährt vor allem Heidelbergs berühmtestes Gebäude: das Schloss. Die imposante Ruine am grünen Berghang regte damals wie heute romantische Phantasien an. Das ist so ähnlich wie mit dem Kölner Dom. Der liegt bekanntlich am Rhein, hat aber ungefähr genauso viele asiatische Besucher. Wenn man die Menschen aus Fernost auf das Erlebte anspricht, sprudelt es nur so heraus: „Garmisch, Heidelberger Schloss, Neuschwanstein, Kölner Dom“ und nicht zu vergessen, das Hofbräuhaus in München. Am besten alles in einer Woche.

So hat der singende Rheinländer Bentgens seinen Ursprung einfach nach Heidelberg verlegt und aus dem urschwäbischen Neckarwasser den Rhein gemacht. Egal, sagen andere, da der Neckar bei Mannheim sowieso in den Rhein fließt. Aber vielleicht lag es auch an der pietistischen Genügsamkeit der schwäbischen Neckarländler, dass Tucholsky die studentische Wohlfühlmetropole zu einer durch und durch katholischen Rheinländer-Gemarkung machen wollte. Tja, Rheinländer gibt es überall – ein reiselustiges Volk. Und in Berlin machen die, wie wir wissen, auch was sie wollen. Aus Bonn frisch umgezogen in die aalglatte Welt der modernen Machtmetropole, bringen sie ihr eigens Bier mit. Direkt am Bahnhof Friedrichstraße entsteht die „SteV“, die „ständige Vertretung der ehemaligen Bundeshauptstadt Bonn“. Der Polittreff für Rheinländer mit Kölsch und „halvem Hahn“, übrigens kein Geflügel, sondern ein Käsebrötchen mit Zwiebeln, zieht auch so manchen Nichtrheinländer in seinen Bann. Sogar Prinz Karneval mit seinem Elferrat erhielt dort schon die Einmarschgenehmigung.

Sollte vielleicht die „Heidelberger Fastnacht“ Tucholsky so begeistert haben? Den saufenden Perkeo aus Rohrbach und seines Zeichens Galionsfigur der gleichnamigen Gesellschaft gab es damals noch nicht. Aber es gab sicher andere lustige Fastnachtshelden in Heidelberg. Mochte Tucholsky an die Drosselgasse Erinnerungen

gepflegt haben? Die Hauptstraße sollte zwar nie so werden, ähnelt ihr aber zumindest abschnittsweise. Viele kleine Kneipen, Dönerläden, Cafés und Restaurants mit internationalem Flair sind dort entstanden und erinnern in Ansätzen an Rüdesheim am Rhein. Was fehlt, sind die Blumenkübel zur Begrenzung der Straßencafés. Der Berliner Schriftsteller, manchmal nannte er sich auch „Peter Panter“, saß wohl häufiger im Hotel Seppl oder im Roten Ochsen und hörte sich das Erlebte der schlagenden Studentenverbindungen an. Da wurde dann geredet und getrunken und manchmal auch das Lied gesungen „Warum ist es am Rhein so schön, am Rhein so schön. Weil die Mädels so lustig und die Burschen so durstig. Darum ist es am Rhein so schön.“ Der Rhein und Heidelberg gehören wohl zusammen.

Zu Tucholskys Zeiten bekam unsere Neckarstadt internationales Ansehen, man sprach vom „Heidelberger Geist“ und nannte Heidelberg die „Hauptstadt des geheimen Deutschland“. Die SPD beschloss das „Heidelberger Programm“ und dachte an die „Vereinigten Staaten von Europa“. Die Heidelberger Universität galt als die modernste und anspruchvollste Uni in ganz Deutschland. Tja, wenn das so war, dann lag Heidelberg auf gleicher Augenhöhe mit der Landeshauptstadt Österreichs. Wien und Heidelberg direkt nebeneinander.

In der Enzyklopädie „Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität“ finden wir: „Die Studentenbewegung erfasste Heidelberg erst relativ spät, dafür umso massiver. Mitte der siebziger Jahre waren Straßenschlachten zwischen Studenten und Polizei in der Hauptstraße und unteren Straße keine Seltenheiten. Das Attentat der RAF auf das Heidelberger Europa-Hauptquartier der US-Army am 24. Mai 1972 zeigt Verbindungen zwischen der RAF und der Heidelberger Studentenschaft. Im Januar 1975 verhaftete ein Polizeiaufgebot alle zwölf Mitglieder des AStA, und die Räumung des Collegium Academicum durch über 700 stark bewaffnete Polizeikräfte 1975 gilt heute als Endpunkt der Studentenbewegung in ganz Deutschland.“

Seit Mitte der Siebziger ist die Stadt wieder der Inbegriff der Romantik. Sogar CDU-Politiker ließen in den achtziger Jahren ihre Töchter wieder in der „linken Hochburg“ studieren. Nicht zuletzt stiegen dadurch die Mieten der Studentenbuden, behauptet so mancher Altstädter und die Aufregung darüber, dass sich in den neunziger

Jahren auch ein Nobelpreisträger auf einer Unterschriftenliste gegen ein Asylbewerberheim in Neuenheim fand, hielt sich in Grenzen.

Wir dürfen froh sein, dass der Mythos Heidelberg nach schwierigen Zeiten in den dreißiger und vierziger Jahren, die wir nicht in Vergessenheit geraten lassen wollen, heute wieder hilft, positive Wirkungen für Heidelberg zu verstärken. Und trotzdem: Einige Drahtzieher, Olympia-Architekten und Vorstände von Chemieunternehmen haben von Heidelberg aus versucht, ein tausendjähriges Reich zu bauen. Am 10. Mai 1933 verbrannten auf dem Universitätsplatz braune Schergen und NS-Studenten Tucholskys Bücher. Am 22. August bürgernten sie ihn aus – er sah Wien und den Rhein nie wieder.

Lothar Binding

Heidelberg in Heidelberg am Neckar

Wort und Bedeutung von „Mythos“ kommen gewaltig daher. Im Geflecht der verschiedenen Definitionen und Deutungsversuche im Spannungsfeld zwischen Sage, Legende und Dichtung geht man schnell verloren. Insofern ist der Mythos Heidelberg ein Scheinriese. Romantisch, geschichtsbeladen, nobelpreisträchtig, mit einer der schönsten Ruinen der Welt, doch je näher man kommt, desto überschaubarer, kleinteiliger, liebevoller und menschlicher präsentiert sich Heidelberg – bei gleich bleibender Exzellenz nicht nur der Wissenschaft.

Eine kleine Geschichte, bei der ich nicht weiß, ob sie mir eingefallen ist oder ob ich sie einmal gehört habe. Jedenfalls trifft sie als wahre Geschichte mein Erleben. Sie heißt „geh mol häer“. In Nordhessen, meiner ursprünglichen Heimat, schaut man in ein Gasthaus und sieht zum Beispiel acht Tische. An jedem Tisch sitzt ein Gast. Logisch, die Gaststätte ist voll und man zieht weiter. In Heidelberg dagegen kam ich einst in eine solche Gaststätte mit acht Tischen. An einem Tisch saßen bestimmt acht Leute. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, schallte

es herüber: „geh mol häer“ und plötzlich fand sich ein leerer Stuhl am überfüllten Tisch.

Was Jakob Friedrich Fries in einer philosophiegeschichtlichen Dimension beschreibt, dass sich Mythen, als Vorstufe zum Mythos „erst bilden, wenn das Wirklichkeitsgefühl eine bestimmte Strukturierung erfahren hat“, lässt sich auf meinen kleinen Heidelberger Kosmos übertragen. In der Altstadt das Treiben zu beobachten, eilige Käuferinnen, oft übermenschlich geduldige Verkäuferinnen, Touristenströme, Studenten, die zwischen den Hörsälen hin und her eilen, die Mensa nicht zu vergessen, freundliche Bedienungen, auch schon mal gestresst, die Heidelberger Altstadtoriginals, das Treiben in der Hauptstraße und das Gemurmel in den Cafés. Natürlich könnte man sich auch darüber aufregen, dass man am Wochenende mit Englisch, Japanisch oder Schwäbisch weiter kommt als mit Deutsch.

Für mich erlangt der Mythos Heidelberg auch Bedeutung durch Blicke, Bewegungen, Wortfetzen und Gedanken, durch die Beobachtung von Menschen, von Schönerem, von Verhalten, von Symbolen als Erinnerung an Menschen, von der Beobachtung von Beobachtern, die sich auf ein Gemäuer konzentrieren und nicht bemerken, wie sie das Leben versäumen. Aber auch die Erinnerung an den Besuch in einem Café, die Teilnahme an einer Stadtführung, einer Lesung, einer Veranstaltung in der fünften Jahreszeit oder eines wissenschaftlichen Vortrags an der Universität und – obwohl es ähnliche Ereignisse in vielen Städten gibt – auch die Vorfreude auf eine Sportveranstaltung, einen Kleinkunstnachmittag, eine Kunstausstellung oder eine Diskussion über Kultur oder Wirtschaftsfragen, einen Spaziergang durch den nahe gelegenen Wald – all das bildet auf dem besonderen geistigen Nährboden Heidelbergs Elemente seines Mythos.

Eine weitere Komponente von großer Bedeutung für den Mythos Heidelberg stellt die Erinnerung dar, oder besser, wie wir uns erinnern und dass wir uns darauf einlassen. Ganz konkret wird diese Komponente in Texten und Bildern über Grabsteine und Friedhöfe dokumentiert, in Gedenkfeiern zu Ehren großer Heidelberger und in der systematischen Aufarbeitung historischer Zusammenhänge, wie etwa in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, aber auch in den vielen historischen Stadtführungen zu Ehren der „kleinen Leute“ und

in einer hohen Sensibilität vieler Heidelberger für die aus der Vergangenheit für die Zukunft erwachsende Verantwortung – darin liegt die Epochen überdauernde Kraft des Mythos Heidelberg.

Volker Oesterreich

Produktive Konstellationen bilden

Wie stellt sich Ihnen als Kulturchef der Rhein-Neckar-Zeitung das kulturelle Leben Heidelbergs dar?

Volker Oesterreich: Es ist, verglichen mit anderen Städten gleicher Größe, außerordentlich vielfältig, auch wenn manche das nicht wahrhaben wollen und der Stadt eine gewisse Provinzialität vorwerfen. Aber das ist immer so. In Heidelberg ist man neidisch auf Frankfurt und Stuttgart, in Frankfurt und Stuttgart beneidet man die Berliner Kulturszene, und die Berliner schämen sich angesichts der New Yorker, Pariser oder Londoner Kultur. Nur die Münchner stehen bayuwarisch-selbstbewusst zu ihrer Kultur. Damit sind sie in Deutschland einmalig.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Volker Oesterreich: Das schöne Schlagwort von Heidelberg als „Weltdorf des Geistes“ umschreibt das am besten. Die meisten Heidelberger sind Dank der akademischen Prägung dieser Stadt liberal, weltoffen und fast immer an Neuem interessiert. Glücklicherweise.

Was bedeutet Ihnen Heidelberg persönlich?

Volker Oesterreich: Da ich in Heidelberg geboren wurde, haben mich die Stadt und ihr Fluidum während meiner Jugend und Schulzeit stark geprägt, vor allem wegen der persönlichen, sprich: familiären Bindungen. Trotzdem habe ich – auch das verständlich – als 20-Jähriger „das Weite gesucht“: vor allem in Berlin, zum Studium und

während der ersten 14 journalistischen Berufsjahre, sowie für kurze Zeit in Großbritannien. 2001 bin ich gerne nach Heidelberg zurückgekehrt – zu einer Zeitung, mit der ich Lesen gelernt habe und in der ich als 17-Jähriger meinen ersten Artikel veröffentlicht habe. Wenn man so will: eine sentimentale, aber wohlüberlegte Rückkehr, die ich in keiner Minute bereut habe.

Was hat es Ihrer Meinung nach mit dem Mythos Heidelberg auf sich?

Volker Oesterreich: Den haben die Heidelberger Romantiker um 1800 kräftig geschürt. Auch die Studenten waren und sind phantastische Heidelberg-Propagandisten. Was diese intellektuellen Köpfe geleistet haben und heute noch leisten, vermag keine noch so ausgeklügelte PR-Kampagne.

Wie stehen Sie zu den Heidelberg-Touristen? Sollten die Bürger Heidelbergs die Heidelberger Tradition wahren und mehr Rücksicht auf ihre Gäste nehmen, beispielsweise bei der Verkehrsregelung, oder sollte sich Heidelberg schneller modernisieren als bisher?

Volker Oesterreich: Ich freue mich, dass die Touristen kommen, sie unterstützen die Wirtschaft der Region, sind – größtenteils zumindest – neugierig und fördern damit auch die Kultur. Tradition und Modernität, so denke ich, bilden in Heidelberg kein hinderliches Gegensatzpaar. Das sieht man an der Spitzenforschung, die in der Universität und in den Max-Planck-Instituten sowie im weltweit renommierten Krebsforschungsinstitut vorangetrieben wird. Vielleicht wirkt die traditionelle Aura der Stadt wie ein Katalysator für die Modernität. Bemerkenswert ist, wie viele Nobelpreisträger in dieser Stadt gearbeitet haben oder von ihr geprägt wurden.

Warum hat Heidelberg nicht mehr die Bedeutung als Zentrum des deutschen Geistes wie in vergangenen Zeiten?

Volker Oesterreich: Bedingt durch die „Kleinstaaterei“ hatte Deutschland immer mehrere geistige Zentren, mal stärker, mal schwächer ausgeprägt, mal auf diese, mal auf jene Disziplin spezialisiert: Weimar, Wittenberg, Heidelberg, München, Berlin, Königsberg und und und. Global betrachtet gibt es heute keine

geistigen Zentren mehr, es wird in immer mehr Regionen geforscht und künstlerisch gearbeitet. Sicher, manche schauen mit Neid nach Kalifornien oder Massachusetts zu den so genannten Elite-Universitäten, aber im „global village“ ist es eigentlich gleichgültig, wo man arbeitet. Das gilt vor allem für die Kultur. Gute Literatur und hervorragende Gemälde entstehen häufig „in der Pampa“, und häufig sind es kleinere Stadttheater, die für ein paar Spielzeiten überregional Aufsehen erregen. Fragen Sie doch mal Herrn Grass, wo er schreibt, oder denken Sie daran, wo Picasso gemalt hat: in der „Provinz“.

Was könnte das geistige Leben Heidelbergs wieder anregen?

Volker Oesterreich: Bedeutende Initiativen werden – das beweist die Kulturgeschichte – fast immer durch luzide Persönlichkeiten und durch den Genossen Zufall vorangetrieben: dadurch, dass eine bestimmte Person mehr oder weniger zufällig an einem bestimmten Ort auf andere kreative Köpfe trifft. In der Romantik hat das in Heidelberg hervorragend funktioniert, aber auch während der „goldenen Zwanziger“. Und an bestimmten Theatern oder in Filmstudios erleben wir es nach wie vor, dass sich produktive Konstellationen bilden. Planen lässt sich das so gut wie nie am „grünen Tisch“ und schon gar nicht in einer Amtsstube. Mit Geld kann man natürlich viel erreichen und günstige Rahmenbedingungen schaffen. Das trifft auch für Heidelberg zu. Man muss es nur wollen.

Peter Seipel

Stellung als Zentrum der Wissenschaft bewahrt

Wie finden Sie Heidelberg? Was gefällt Ihnen hier am besten?

Peter Seipel: Ich finde die Stadt schön und interessant, wenn sie auch in Randbezirken etwas ausfranst und einige hässliche Stellen einer typischen US-Garnisonsstadt hat. Aber es macht Spaß, in der historischen Altstadt zu bummeln. Die gewinnt an Atmosphäre, weil auch noch große Teile der Universität dort mitten drin stehen. Das gibt ihr einen Mix aus Altehrwürdigkeit und einer Universitätsstadt mit aufgeschlossenem, sehr internationalem Flair. Außerdem erinnere ich mich gern an einen Spaziergang auf dem Philosophenweg. Von dort hat man einen herrlichen Blick auf den Neckar und die Altstadt am gegenüberliegenden Ufer.

Was haben Sie über Heidelberg gehört, bevor Sie nach Heidelberg kamen?

Peter Seipel: Als Frankfurter schmerzt es ein wenig zu hören, dass asiatische Reisegruppen mit dem Versprechen „Frankfurt bei Heidelberg“ in die Mainmetropole gelockt werden müssen. Im Grunde ist die Stadt am Neckar eine starke Marke wie „Neuschwanstein“. Man erwartet einen Schuss Romantik. Und von der Universität weiß ich, dass dort nach wie vor hervorragende Forschung betrieben wird.

Was zog Sie nach Heidelberg? Was machen Sie hier?

Peter Seipel: Da gab es schon mehrere Anlässe. Ich erinnere mich an eine Klassenfahrt: Wir besichtigten das Schloss mit seiner vorschriftsmäßig mittelalterlich-dumpfen Mächtigkeit und bestaunten – vor rund 35 Jahren als Buben vom Land – viele Menschen mit mandelförmigen Augen. In jüngerer Zeit war ich öfter an der Uni, um Vorträge über die so genannten Lebenswissenschaften zu besuchen und sie beruflich auszuwerten. Außerdem besuchen wir mindestens

einmal im Jahr Freunde, die uns stets sehr gastfreundlich aufnehmen – das festigt das positive Bild über die Stadt natürlich.

Was wissen Sie über den Mythos Heidelberg?

Peter Seipel: Von einem „Mythos“ weiß ich nichts. Eher verbinde ich mit der Stadt Assoziationen wie „Mittelalter“ und „Universität“ – und eine Kombination daraus. Es mischt sich in die reine Wissenschaft ein Schuss Esoterik. Die Tatsache, dass auch Gunter von Hagens hier seine ersten Körper in Plaste goss und die Vorlage für einen modernen deutschen Gruselthriller vor Heidelberger Kulisse lieferte, dürfte den Gänsehauteffekt bewahren – aber dem Ruf der Stadt vermutlich nicht schaden, im Gegenteil.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Peter Seipel: Dass die bei der Mythos-Frage genannten Assoziationen in den historischen Gassen der Altstadt durchaus nicht enttäuscht werden. Ich denke, dass Touristen finden, was sie suchen. Andererseits finde ich es bemerkenswert, dass die Stadt ihre Stellung als Wissenschaftszentrum – im regionalen Verbund auch als Technologiezentrum – offenkundig bewahren konnte und ausbauen kann.

Welche Bedeutung hat Heidelberg für Sie?

Peter Seipel: Heidelberg wird stets ein Ausflugsziel bleiben, um auch unseren Gästen mal ein Stück nicht kaputt gebombte deutsche Kultur zu zeigen. Der lebendige intellektuelle Geist der Stadt hängt mit Jahrhunderten der Tradition zusammen: Hier nehmen sich Geistes- und Naturwissenschaftler gegenseitig ernst und reden miteinander. Das wird für die Zukunft immens wichtig bleiben, denn es genügt nicht, zum Beispiel das Genom zu entziffern – man muss auch interpretieren können, was einem die Computeranalysen zeigen.

◆◆◆◆◆◆◆◆LANDSCHAFT◆◆◆◆◆◆◆◆

Paula Mack

Poem an Heidelberg

Viele haben Dich beschrieben, nannten Dich
die schönste Stadt, die mit ihres Schlosses Zinnen
so viel Zauber zu vergeben hat.
Bietet lieblich sich den Blicken, Neckartal mit Schloss
und Brücken, ziehen zwischen Schiff und Kahn
stolze Schwäne ihre Bahn.

Heidelberg, ich lebe gerne hier, liebe Deine grünen Hänge,
angeschmiegt des Tales Enge, wohl gesonnen bist Du mir.
Möcht' ein spätes Lied Dir singen von den jungen Frühlingstagen,
wenn die Amsel baut ihr Nest; vom Gemäuer ruft
des Käuzchens Klage, wenn wie ein vergessen Lied
Fliederduft durch Gärten zieht.

Von dem Zauber einer Sommernacht, wenn von Brück'
und Schloss, dem hellen, Sterne fallen über Neckars Wellen,
nur der Mond hält Wacht.

Geh ich hoch zur Burg auf steilen Pfaden, altes Schloss,
was hast du mir zu sagen, träumst den Traum
Vergangenheit, spottest unserer lauten Zeit?

Heidelberg, muss ich Dich je verlassen,
lebt Dein Zauber weiter in den alten Gassen;
finden über Brück' und Steg, Jungverliebte ihren Weg,
gehen Andere auf den Schlossterrassen,
werden von den grünen Höhn, wieder linde Lüfte wehn.

Gebe man ein zweites Leben mir,
Heidelberg, ich käme stets zu Dir.

Michael Treinies

Träumen, sehnen, ankommen

Unter der alten Brücke zieht der Strom
Wie ferner Traum von Meer und Möwenflug
Zieht hin wie Jahre unsres Lebens
Da aus den hohen Räumen alter Häuser
Durch stille Gärten und Alleen
Die Liebe unser Herz ins Lichte trug

Unter der alten Brücke zieht der Strom
Und unsre Sehnsucht taucht ihr Ruder ein
Macht uns die Stadt in der wir wohnen
Zu einem Rätsel aus dem Frühling duftet
Verheißungsvoll: schon heute könnte
Der Tag, die Stunde unsrer Ankunft sein

Helga Flaig-Becker

Lang lieb ich dich schon

Ich hatte das Glück, dass meine Eltern im Jahr 1946 mit mir und meinen beiden Brüdern nach Heidelberg zogen. Ich war damals zwei Jahre alt. Wir wohnten am Anfang der Bergheimer Straße über dem heutigen Schuhhaus Fritz, das es, glaube ich, auch damals schon gab. Ich erinnere mich an quietschende, bimmelnde Straßenbahnen. Ich weiß noch, wo die Arkaden waren, der alte Bahnhof und der Bahnübergang am heutigen Römerkreis. Den muffigen Geruch, der aus den Altstadtkellerfenstern stieg, habe ich genauso in der Nase wie den würzigen Geruch des Stadtwalds. Meine Zeit im Vincentius-Kindergarten ist mir nicht in guter Erinnerung geblieben. Die damaligen Ordensschwestern haben wohl ein strenges Regime geführt. Nachmittags ging meine Großmutter oft mit mir zur Sandkiste im Bismarckgarten. Das war damals ein kleiner Park mit vielen Bänken und Wegen. Dort habe ich natürlich trotz der Verbote alle roten

Beeren gekostet, die da an den Sträuchern wuchsen. Einmal hat hier ein amerikanisches Flugzeug kleine Päckchen an Fallschirmchen abgeworfen. Aber meine Großmutter war nicht schnell genug, eine dieser Himmelsgaben zu erwischen. Bis heute wüsste ich gern, was da wohl drin gewesen ist. Jeden Freitag durfte ich mit meiner Mutter zum Wochenmarkt auf dem damaligen Wredeplatz. Ich hielt mich immer am Griff ihrer Einkaufstasche fest. Nur einmal habe ich mich wohl vergriffen und hatte eine fremde Frau an der Tasche. Der Riesenschreck, den ich bekam, wurde mit einer knusprigen Brezel vertrieben. Damals waren die Brezeln noch knusprig.

An einen heißen Sommertag kann ich mich gut erinnern. Ich durfte mit Vater und Bruder zum Neckar. Es gab da eine Liegewiese am heutigen Igbal-Ufer. Man badete im Neckar, viele schwammen zur Insel oder auch auf die gegenüberliegende Neckarseite. Ich bewunderte meinen großen Bruder, der schwimmend mit hoherhobenem Arm von der Neuenheimer Seite eine heiße Wurst mit Brot brachte. Er war damals mein großer Held. Ich konnte damals noch nicht schwimmen. Ich paddelte auf einem großen schwarzen Autoreifen sitzend herum, bis ich plötzlich durchrutschte und unterging und zwischen Schlingpflanzen ins Trübe sank. Zum Glück hatte mein Vater mich im Blickwinkel, tauchte zu mir und zog mich hoch. Ich bekam dann ein köstliches Zitroneneis und musste dafür versprechen, meiner Mutter daheim nichts zu erzählen. Das waren neben Sommertags- und Faschingsumzügen meine ersten Erlebnisse in meiner schönen Stadt. Als ich fünf Jahre alt war, zogen wir in den Pfaffengrund, wo ich dann Felder, Gärten und Obstbäume kennen lernte. Doch mit zehn Jahren bekam ich meine Altstadt wieder – ich ging da zur Schule. Damals fuhr die Straßenbahn zweigleisig durch die Hauptstraße, dazwischen die Autos und Fußgänger. Es war ein Gehupe und Gebimmel, und es war herrlich. Wir stromerten oft durch die Altstadtgassen auch bei Regen und bei Schnee und wir kauften uns Süßigkeiten anstatt eines belegten Brötchens für die Groschen, die wir bekamen, wenn wir nachmittags Schule hatten. Unser Zeichenlehrer war einmalig. Er ließ uns im Schlosshof oder auf der alten Brücke oder auch um die Kirchen alles zeichnen, was uns anrührte. Auch unser Klassenlehrer, der beste, den es gab, marschierte mit uns oft im Stadtwald herum. Wir suchten Blätter und Gräser, pressten und zeichneten sie. Auch

allerlei krabbelndes Getier wurde von uns entdeckt und dokumentiert. Einmal machten wir auch einen Tagesausflug mit dem Schiff nach Neckarsteinach. Das war damals ein aufregendes Erlebnis für uns alle. Die Schulzeit war meine schönste Zeit. Später, als ich den Führerschein hatte, blieb ich meiner Altstadt treu. Nichts war schöner, als mit meinem kleinen MG natürlich ohne Verdeck durch die Hauptstraße zu fahren. Man konnte damals noch überall parken, ohne Angst haben zu müssen, einen Strafzettel zu bekommen oder gar abgeschleppt zu werden.

Eine Cola in der Cafébar am Theater oder ein Milchshake in der Eisdielen gegenüber machten damals schon glücklich. Meine allererste Pizza habe ich im früheren Milano gegessen. Später entdeckte ich auch die Untere Straße mit ihren Lokalen – aufregendes Leben. Meinen ersten Kuss bekam ich allerdings nicht in der Altstadt, sondern im Tiergartenschwimmbad, das in den Sommermonaten meine zweite Heimat war. Zu dieser Zeit hatte ich das Glück, eine alte Dame zu kennen, die ein Premierenabonnement beim Städtischen Theater hatte. Da sie die modernen Stücke nie sehen wollte, kam ich in den Genuss, berühmte Schauspieler zu erleben: Hanns Lothar, den Pantomimen Sammy Molcho und Thomas Fritsch in „Oh Wildnis“. Für junge Schauspieler war die Heidelberger Bühne ein Sprungbrett. Gottfried John spielte in „Zicke Zacke“, Andrea Jonasson, Hans Brenner und der fanatische Ullrich Wildgrube, den ich oft gestikulierend durch Heidelbergs Gassen laufen sah, wohl seine Rollen lernend.

Natürlich darf der Neckar in meinen Aufzeichnungen nicht fehlen. Alle Städte, die an Flüssen liegen, sind besonders reizvoll, und Heidelberg nimmt da eine Spitzenposition ein. Der Blick vom Philosophenweg über den Neckar, die Alte Brücke und das Schloss ist einmalig auf dieser Welt. Ich erinnere mich: Etwa im Jahr 1962 war er komplett zugefroren. Da wurden Schlitten gezogen und mit Schlittschuhen und Skiern herumgerutscht – Wintersport in Heidelberg. Gar kein Spaß allerdings ist es, wenn er über die Ufer tritt und die Altstadt mehr oder weniger überflutet. Ich weiß von einem Altstadtwirt, dem es die Etiketten von allen Weinflaschen spülte. Er musste viel probieren, um immer die richtige Sorte zu servieren. So erlebte ich meine Jugend in dieser wunderschönen Stadt. Heute bin ich 60 Jahre alt und habe viele Städte auf der Welt gesehen. Einige haben mir gut

gefallen, aber keine hat den besonderen Charme von Heidelberg. Nach jedem Urlaub muss ich die Altstadt besuchen, durch die netten Gassen laufen und die in den letzten Jahren entstandenen entzückenden Innenhöfe bewundern mit den hübsch renovierten kleinen Häuschen. Ich könnte mir gut vorstellen, da zu wohnen. Gibt es etwas Schöneres als durch die Hauptstraße kommend am Kornmarkt das Schloss im Abendlicht plötzlich hoch über sich zu sehen? Ich freue mich für die vielen Touristen, die wenigstens für kurze Zeit das Glück haben, den Zauber dieser schönen Stadt zu verspüren. Ich genieße es, da zu leben, wo andere Leute Urlaub machen.

Ana Santak

Das fremd-vertraute Paradies

Ich liege hier auf der Neckarwiese und genieße den Duft von frisch gemähtem Gras. Glücklicherweise habe ich einen Platz ohne Hundescheiße gefunden. Die Wiese ist voller Menschen: ganz kleine Schreihälse, krabbelnde und umher rennende Knirpse, Federball- oder Frisbeesüchtige, Skater, Inliner, Kickboarder, Hundeliebhaber, Teenies, Hippies, Abis, Azubis, Studis, Omis.

Der colabraune Neckar fließt an uns vorbei und gluckst zufrieden. Auf ihm befinden sich rudernde, paddelnde oder Tretboot fahrende Menschen, die alle aufpassen, nicht die glänzend weißen, aber bissig stolzen Schwäne umzufahren. Am Ufer sitzend kühlt manch einer seine Hühneraugen in der braunen Brühe oder schmeißt gammelige Brotkrumen ins Wasser für die majestätischen Schwäne, die sich nicht allzu oft dazu herablassen, die aufgeweichten Brocken aufzupicken. Die Sonne scheint mir auf den Rücken und ich versuche nachzudenken. Es fällt mir schwer, denn es sind gerade Ferien und mein Gehirn ist irgendwo in Italien im Urlaub. Vielleicht erbarmt es sich und kommt wenigstens für ein paar Minuten zurück.

Warum mir dieser Ort fremd-vertraut ist? Fremd und doch vertraut. Vertraut, aber mit fremden Augen betrachtet. Gute Frage, aber für jemanden, der in Heidelberg wohnt, leicht zu beantworten. Da ist

nämlich ein Problem: Heidelberg, diese romantische Stadt, ist überlaufen. Voll, proppenvoll, übervoll – es passt nichts mehr rein. Jeden Tag quetschen sich unzählige Touristen aus allen Teilen der Welt durch die berühmten Gassen in Richtung Schloss. Kein Wetter kann ihnen etwas anhaben. Sie müssen durch, ohne Pardon. Als Bewohnerin dieser Stadt weiß ich, dass das Schloss schon gar nicht mehr zur Stadt gehört, es wurde vor vielen Jahren von fremden Völkern erobert, die es nun täglich besuchen. Daher sollte man der berühmten Ruine nur wenn es unbedingt sein muss einen Besuch abstatten. Viel besser ist es jedoch, an einem sonnigen Tag auf die Neckarwiese zu gehen. Von hier aus kann man das alte Schloss ebenfalls sehen – ohne Touristen und ohne Drängeln. Die hecheln ohnehin nur von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten und haben keine Zeit für ein kleines Nickerchen auf der Neckarwiese.

Wenn man hier liegt und um sich blickt, fühlt man sich als richtiger Heidelberger abgehärtet gegenüber romantischen Ausbrüchen, wie einige berühmte Dichter sie hier erlitten haben. Die Früchte dieser Anfälle trichtern bestimmte Pauker unablässig und erbarmungslos in unsere armen Gehirne. Ab und an beschleicht mich dann doch das Gefühl, dass ich gerade träume. Es kann nicht wahr sein. So eine schöne Stadt kann es nicht geben. Das wäre ja sonst ein Paradies in unserer grauen Welt. Wahrscheinlich haben das auch die Amis sofort kapiert und uns deshalb mit ihren Bomben verschont. Auch die Touristen wissen, warum sie gerade hierher kommen.

Irgendwann ist der Traum vom fremd-vertrauten Paradies ausgeträumt. Aber einiges müsste passieren, um dieses Paradies, das mir so vertraut ist, zu zerstören. Adam, der neben mir liegt, wirft mir einen roten Apfel zu. Ich überlege kurz. Doch dann beiße ich zu. Ein paar Wolken schieben sich vor die Sonne. Ich schaue mich besorgt um. Alles noch da: der Neckar, die Neckarwiese, die Alte Brücke, das Schloss, die Altstadt – meine Schule leider auch. Beruhigt lehne ich mich zurück, esse den Apfel, träume weiter in meinem unwirklichen, aber dennoch realen Paradies und atme den Duft von frisch gemähtem Gras ein. Niemand kann mich von hier vertreiben, obwohl ich erkannt habe, dass alles nur von kurzer Dauer ist.

Hilde Domin

Heidelberg ist mein Zuhause

Was bedeutet Ihnen Heidelberg persönlich?

Hilde Domin: Heidelberg ist die Stadt meines ersten Studiums. In der Marstall-Mensa habe ich meinen Mann kennengelernt. Ich liebe Heidelberg. Ich liebe Heidelberg seit 1929 und ich habe nicht aufgehört, Heidelberg zu lieben. Heidelberg ist mein Zuhause.

Welche Bedeutung hat Heidelberg für Sie als Schriftstellerin?

Hilde Domin: Der Heidelberger Luft verdanke ich die Zeilen „Wir setzten den Fuß in die Luft und sie trug.“ Sie stehen auf der Heidelberger Sandsteinplatte auf dem Grab meines Mannes Erwin Walter Palm, seit 1988. Mein Name steht auch darauf, noch ohne Datum. Heidelberg ist eine Bleibe für Leben und Sterben.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Hilde Domin: Das Besondere an Heidelberg ist der Schlosspark, wo ich unvergessliche Andenken an einzelne Stellen habe. Und das Besondere an Heidelberg sind auch die Wälder und Hügel rechts und links des Neckars und die Freundschaften und Erinnerungen.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich?

Hilde Domin: Heidelberg übt eine besondere Faszination aus. Sie kommt von der Universität mit ihren Professoren und Studenten, vom studentischen Leben, von den Unterhaltungen, den Ausflügen in die Natur, den vielfältigen Anregungen.

◆◆◆◆◆JUGEND◆◆◆◆◆

Walter Jost

Mein Freund Harry

Uwe, Bernhard, Harry und ich trafen uns nach dem Mittagessen auf der Friesenwiese. „Was stellen wir denn heute an?“, fragte ich. Harry sagte: „Ich hätte da eine Superidee. Wir könnten den achteckigen Schlossturm von innen erklimmen und die Fahne auf Halbmast setzen. Das würde bestimmt in der RNZ und im Tageblatt stehen. Das wäre es doch.“ – „Du bist ja verrückt. Das ist unmöglich. Du weißt doch genau, die Treppen zum Turm sind total marode und teilweise gar nicht mehr vorhanden“, sagte ich. Bernhard sagte: „Die Idee ist nicht so schlecht, ich mache mit. Aber nur unter einer Bedingung: Wir geben sofort auf und kehren um, wenn es Probleme gibt.“ – „In Ordnung, machen wir das zur Bedingung, dann bin ich auch dabei“, sagte ich. „Gut, so machen wir es“, meinte Harry. „Wann soll der Trip starten?“, fragte ich. „Von mir aus gleich morgen“, meinte Harry. Er war von dem Gedanken besessen, dieses Abenteuer zu erleben. „Jeder muss zusehen, was er besorgen kann“, meinte Bernhard. Wir brauchen Nägel, Bindfaden und Werkzeug. Bringt alles mit, was ihr bekommen könnt.“ Dann tobten wir wie die Irren über die Friesenwiese. Gegen 17 Uhr brachen wir nach Hause auf. Wir wohnten damals – man schrieb das Jahr 1959 – alle dicht beieinander: Harry in der Fischer-gasse, Bernhard in der Bauamtsgasse, Uwe in der Mittelbadgasse und ich in der Heiliggeiststraße. Am Abend lag ich noch lange wach im Bett, denn ich war aufgeregt und unruhig. Vielleicht hätten wir das doch besser bleiben lassen sollen, denn der achteckige Turm und seine Umgebung mieden wir unbewusst schon immer. Dann schlief ich endlich ein. Am nächsten Tag in der Schule, wir gingen alle in dieselbe Klasse der Friedrich-Ebert-Schule, konnte keiner von uns den Schulschluss abwarten. Endlich war Schluss.

Wir trafen uns pünktlich um 14 Uhr auf der Friesenwiese. Ich hatte eine alte Kohlenschaufel erbeutet, die nach Abbrechen der Schippe

einen guten Krampen abgab, den man in die Mauern schlagen konnte. Harry hatte Seile und sogar einen Hammer dabei. Uwe brachte einige Zimmermannsnägel mit, Bernhard konnte leider nichts erbeuten. „Wo hast du denn die her?“, fragte ich Uwe. „Mein Geheimnis“, lautete die knappe Antwort. Wir machten uns also auf den Weg, den Turm zu bezwingen. Unsere Schleichwege in den Turm sollen hier unser Geheimnis bleiben. Gegen 15 Uhr standen wir im Inneren des achteckigen Turms. Ganz oben sahen wir die Flagge wehen, unser Ziel. Alles war mit Taubendreck überzogen und machte es uns nicht leichter. Mich beschlich ein unheimliches Gefühl und am liebsten wäre ich in diesem Moment abgehauen. Stattdessen sagte ich: „Seht ihr die Treppe? Da kommen wir bis zur Mitte des Turms, dann gibt es keine Treppe mehr.“ Bernhard sagte: „Kommt, wir lassen es sein, das ist unmöglich.“ – „Wir haben ausgemacht, so weit wir kommen. Und außerdem haben wir ja Werkzeug dabei“, meinte Harry. Er hatte Recht, so war es ausgemacht. Wir machten uns an den Aufstieg. Die Treppe zog sich an der inneren Mauer spiralförmig wie eine Wendeltreppe nach oben. Mit etwas Phantasie konnte man die Ritter auf und ab gehen sehen. Sie war ungefähr 1,50 Meter breit und stark zerfallen. Harry meinte: „Hier war vor uns noch keiner.“ – „Das ist kein Wunder, mir ist dieser Ort auch unheimlich“, sagte Uwe. „Bevor wir uns in die Hose machen, gehen wir los. Harry du gehst zuerst, dann Walter, dann Bernhard und ich. Wir machten uns an den Aufstieg. Die Sandsteintreppe verlor bei jedem Schritt, den wir machten, an Substanz. Den ganzen Weg nach oben begleitete uns das Scheppern der abfallenden Steinbrocken. Wir kamen überraschend gut voran, bis zu der Stelle in ungefähr zehn Metern Höhe, wo die Treppe total zerstört war. Aus, Ende. Zum Weitergehen gab es keine Möglichkeit mehr. Bis dorthin, wo die Treppe weiterführte, klaffte eine Lücke von drei Metern. „Also ich denke, das war es“, meinte Uwe. Bernhard sagte: „Hier ist für mich Schluss. Ich gehe zurück.“ Harry sagte: „Wir legen unser Werkzeug hier ab, zum Beweis, dass wir da waren.“ Keiner dachte sich was dabei. Auch Harry hatte Gott sei Dank eingesehen, dass es nicht weiterging. „Auf geht’s, wir gehen zurück“, sagte ich und war irgendwie froh, dass es vorbei war. Ich glaubte, Bernhard und Uwe ging es genau so. Nur Harry sah nicht zufrieden aus. Sein Traum war soeben zerplatzt. Wir machten uns an den Rückzug, der sich als viel schwerer erwies als gedacht. Ich war

froh, als wir unten ankamen und wieder auf dem Boden standen. „So was mache ich nicht mehr“, sagte Uwe. Bernhard sagte: „Tut mir Leid für dich, Harry, das Abenteuer Flagge ist gescheitert.“ Als wir wieder in der Stadt waren, verabschiedeten wir uns und gingen nach Hause. Es war gegen 18 Uhr, als wir uns trennten.

Am nächsten Morgen ging mein Blick wie fast immer zum Schloss. Die Fahne wehte auf Halbmast. Bestimmt ist wieder ein hohes Tier gestorben, dachte ich. In der Schule angekommen, erfuhr ich von Uwe, dass Harry noch nicht da war und dass er bestimmt verschlafen hätte. Harry tauchte auch bis zur Zehn-Uhr-Pause nicht auf. Stattdessen betraten zwei Polizisten in Uniform das Klassenzimmer. „Es gibt eine sehr traurige Nachricht“, sagte unser Direktor. „Harry ist tot. Er ist gestern Abend im Schloss verunglückt. Weiß jemand von euch etwas?“ Uwe, Bernhard und ich meldeten uns fast gleichzeitig. „Dann kommt mal mit ins Rektorzimmer. Wir haben da ein paar Fragen an euch“, meinte der ältere der beiden Polizisten. Wir standen völlig unter Schock. Wir erzählten alles, was gestern geschehen war. Der Polizist meinte: „Ihr wisst doch genau, dass ihr dort nichts zu suchen habt. Aber das ist nun auch egal. Euer Freund Harry muss dasselbe noch mal alleine probiert haben, und er schaffte es sogar – wie auch immer.“ Nun fielen mir auch die Werkzeuge ein, die wir zurückgelassen hatten. „Also“, sagte nun der jüngere Polizist, „jedenfalls gelang es ihm, die Fahne auf Halbmast zu ziehen. Doch dann muss er einen Fehler beim Zurückgehen gemacht haben. Ohne die Treppe zu erreichen, stürzte er über den Rand des Turms 25 Meter in die Tiefe. Er war sofort tot.“ Keiner von uns war fähig, etwas zu sagen. Dann heulten wir los. Wir konnten dann zurück in unsere Klasse gehen. Der Lehrer schickte uns nach Hause. Vor der Schule gaben wir uns die Hand und gingen heimwärts.

Bei Harrys Beerdigung dachte ich, was er wohl gesagt hätte, wenn er dieses Abenteuer überlebt hätte. „Seht ihr, ich habe es ganz alleine geschafft.“ So alleine, wie er auch bei seinem Absturz in den Tod war. Seine Grabinschrift lautet: „Gäbe es das Schloss nicht, wäre Harry noch bei uns. Er bezahlte den höchsten Eintrittspreis und zwar mit seinem Tod.“ Uwe und ich besuchen sein Grab noch heute sehr oft. Bernhard ist inzwischen leider auch verstorben. Vor kurzem waren wir zusammen im Turm. Ich meinte, es war gestern, als wir unser

Abenteuer starteten. Wir wollen demnächst das Holzkreuz erneuern, das wir an der Stelle niederlegten, wo Harry starb. Das haben wir uns geschworen und haben es unseren Nachfahren weitergegeben. Übrigens: Harry hatte es wirklich geschafft, in die RNZ und ins Tageblatt zu kommen.

Marc Zastrow

Erstes Semester

Christoph saß an seinem Schreibtisch und blickte aus dem Fenster. Viel gab es nicht zu sehen, da sein Zimmer im Souterrain lag. Immerhin geriet ein Stück Himmel in den Blick, wenn er sich etwas vorbeugte. Anstatt sich vorzubeugen, legte er jedoch das Lehrbuch über den allgemeinen Teil des bürgerlichen Gesetzbuchs aus der Hand, vollzog eine halbe Drehung mit dem Schreibtischstuhl und blickte in sein Zimmer. Neben dem Arbeitsbereich – also dem Schreibtisch – befand sich der Essbereich, bestehend aus dem alten, längst nicht mehr benutzten Küchentisch seiner Eltern, den er abgeschmirgelt und wieder einigermaßen hergerichtet hatte. Außerdem gab es einen Schlafbereich, also ein Bett, einen Waschbereich, also ein Waschbecken, einen aus einem Kühlschrank und zwei kleinen Schränken bestehenden Küchenbereich sowie einen Wohnbereich. Bis auf den Schreibtisch und den Esstisch gehörte das Mobiliar im Wesentlichen seiner Vermieterin. Den großen Teppich, der den grauen PVC-Boden weitgehend bedeckte und einen dezenten Hauch von Wohnlichkeit andeutete, hatte ihm seine Oma auf den Weg in den neuen Lebensabschnitt mitgegeben. Eigentlich ist das Zimmer gar nicht so schlecht, dachte er. Diese Einschätzung dürfte auch daran liegen, dass er recht genügsam war und noch nicht gesehen hatte, wie seine Kommilitonen teilweise lebten – nämlich durchaus komfortabler, und dass er zum anderen hier in Heidelberg zu seinen Preisvorstellungen nichts Besseres gefunden hatte und dazu neigte, sich das Unabänderliche schönzureden. Immerhin war das Zimmer

trotz Souterrain relativ hell. Die Schrankwand war weiß und vermittelte im Gegensatz zu so manchem dunkelbraunen Exemplar nicht den düsteren Eindruck gestapelter Särge. Die Vermieterin schien ganz in Ordnung zu sein. Eine andere Vermieterin, bei der er ein Zimmer besichtigt hatte, war schon eingeschnappt gewesen, als er den Eindruck geäußert hatte, dass das Zimmer möglicherweise ein wenig dunkel sein könnte. „Natürlich ist es hier drin nicht hell, wenn es draußen dunkel ist“, hatte sie erwidert und im weiteren Verlauf des Gesprächs betont, dass sie das Zimmer natürlich nicht an jeden vermieten würde. Insgesamt hatte sie keinen Zweifel daran gelassen, etwaige Defizite des Elternhauses in der Erziehung ihrer studentischen Mieter umgehend beheben zu wollen.

Vor ein paar Wochen hatte Christoph mit dem Jurastudium begonnen. Früher hatte er es sich kaum vorstellen können, ausgerechnet Jura zu studieren. Bis er dann nach dem Tod seiner Oma – nicht der mit dem Teppich, sondern der anderen – in deren Nachlass eine auf beachtlichen Umfang angeschwollene Akte entdeckt hatte, aus der hervorging, dass sie – letztlich erfolglos – über Jahre hinweg für eine höhere Pension gekämpft hatte. Sie erhielt eine Witwenpension, deren Höhe mit der Frage zusammenhing, inwieweit ihrem verstorbenen Mann als Beamten während des Nationalsozialismus Unrecht geschehen war – aber das ist eine Geschichte für sich. Unglücklicherweise wurde sie anwaltlich von einem mittlerweile offenbar etwas senilen Bekannten mehr schlecht als recht vertreten. Christoph wurde klar, wie interessant Jura sein konnte und er war überzeugt, dass er seine Oma als Anwalt besser vertreten hätte. Beides zusammen gab den Anstoß zu einer Beschäftigung mit der Juristerei. Er vermied es allerdings grundsätzlich, über seinen Weg zum Jurastudium zu sprechen, da man ihm nach seiner Überzeugung ohnehin nicht glauben würde. Einem gängigen Vorurteil zufolge studierten die meisten Jura, weil ihre Väter, Mütter oder am besten gleich beide Eltern Juristen waren, weil sie keine besonderen Begabungen hatten und ihnen nichts Besseres einfiel oder weil sie viel Geld verdienen wollten und noch nicht mitbekommen hatten, dass man dann Jura besser nicht studieren sollte. Diese Vorurteile waren natürlich ungerecht. Außerdem, so sagte er sich, war es ja kein schlechtes Zeichen, dass vielfach die Eltern seiner Kommilitonen auch schon Jura studiert hatten und als

Juristen tätig waren – so schlimm konnte es also nicht sein. Das Studium hatte es ihm nach dem bisherigen, notwendigerweise noch recht flüchtigen Eindruck angetan. In seiner ersten Vorlesung, es handelte sich um eine im Fach Rechtsgeschichte, zeigte der Professor sofort nach der Begrüßung ein Dia mit einer Moorleiche. In Rechtsphilosophie stellte sich schnell eine gewisse Überforderung der Studenten ein, da der – übrigens sehr renommierte – Professor nach der extensiven Verwendung von Fremdwörtern zu urteilen offenbar vertiefte Kenntnisse in Altgriechisch voraussetzte. Der Strafrechtsprofessor legte besonderen Wert auf die philosophischen Grundlagen des Strafrechts und brachte seinen Studenten Aufgabe und Rechtfertigung des Strafrechts sowie Sinn und Zweck von Strafe näher. Im Zivilrecht ging es meist um ganz alltägliche Situationen wie einen Einkauf in der Metzgerei und es war faszinierend, wie der einfachste Sachverhalt seziert und anhand zahlreicher Vorschriften geprüft wurde, um dann – immerhin das war ja beruhigend – zumeist zu einem Ergebnis zu gelangen, das dem Gerechtigkeitsempfinden und dem spontanen Gefühl entsprach. Er hatte bereits festgestellt, dass man oftmals keineswegs aus dem Gesetz eindeutig, zwingend und streng logisch eine bestimmte rechtliche Lösung ableiten konnte, sondern dass Gesetze auszulegen, Vorschriften analog auf Sachverhalte anzuwenden waren, auf die sie nach ihrem Wortlaut eigentlich nicht passten oder umgekehrt entgegen ihrem Wortlaut nicht anzuwenden waren und dass viele Fragen streitig waren. Aber das machte es ja gerade interessant. Ja, er fühlte sich wohl. Nicht nur das Studium gefiel ihm, auch die meisten Kommilitonen waren ganz sympathisch. Die meisten, nicht alle. Es gab da auch die anderen, die sich für etwas Besseres hielten und sich den Anschein gaben und vielleicht sogar selbst glaubten, über Alles Bescheid zu wissen. Sie arbeiteten in den Lehrbüchern nicht nach, sondern vor und gaben ihr Halbwissen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zum Besten. Sie hatten sich bereits darüber informiert, welcher Repetitor am besten war und schienen überhaupt ihre ganze Karriere und ihr ganzes Leben – was bei ihnen wohl weitgehend dasselbe war – geplant und organisiert zu haben. Sie wussten bereits, wo sie ihre Praktika absolvieren wollten, dass, was und wo sie im Ausland studieren wollten („macht sich gut im Lebenslauf“) und in welchem Bereich sie später arbeiten wollten. Vielfach war nicht ganz klar, ob

sie etwas aus echtem Interesse oder eher deshalb tun wollten, weil es der Karriere förderlich schien und den Lebenslauf „aufpolierte“, ja, einige schienen in erster Linie für ihren Lebenslauf zu leben und geradezu genervt zu sein, dass ihnen während des Studiums noch keine Sekretärin zur Verfügung stand. Christoph stellte sich vor, dass sie später einmal bevorzugt Partner heiraten würden, die infolge von ebensoviel Karriere ebensowenig Zeit hatten oder, bei den Männern, dass sie eine „vorzeigbare“ Frau an ihrer Seite anvisierten, die ihnen „den Rücken freihält“ und die „gesellschaftlichen Pflichten“ managt. Oder war er einfach neidisch? Neidisch auf Leute, die so genau wussten, was sie wollten, zielstrebig waren und alles perfekt im Griff zu haben schienen? Er schob diesen Gedanken beiseite. Nein, er war mit sich und seiner Situation ganz zufrieden. Es störte ihn auch nicht, dass er manches einfach auf sich zukommen ließ. Er hatte sich zu diesem Studium entschlossen, alles Weitere würde sich im Laufe der Zeit ergeben. Und mancher, der meinte, alles so perfekt planen zu können, würde sich ob der Unwägbarkeit und Schicksalhaftigkeit des Lebens noch umschaun. Er ärgerte sich allerdings, dass er sich, mit dieser Art von Studenten konfrontiert, wie ein kleiner Junge vorkam und sich verunsichert fühlte. Hatte er sich nicht deshalb am heutigen Sonntag in das Lehrbuch vertieft, weil ihm Studenten vom Typus „der anderen“ das Gefühl vermittelt hatten, wissenschaftlich hinterherzuhinken? Zugleich wusste er jedoch, dass der eigentliche Grund ein anderer war: Er lebte erst seit Beginn des Studiums hier und kannte noch nicht viele Leute – jedenfalls nicht so, dass er sich am Wochenende mit ihnen verabreden würde. Er war auch nicht der Typ, dessen Adressbuch bereits nach wenigen Wochen Studium überquoll. Unter der Woche war er beinahe jeden Abend unterwegs – in Kneipen, auf Partys, bei einer Unigruppe, zu Vorträgen oder im Kino – aber am Sonntag hatte er sich letztens richtig einsam gefühlt. Und wieder machte sich dieses Gefühl in ihm breit. Er erschrak.

Da das Wetter trotz November schön war und Christoph es in seinem Souterrainzimmer nicht mehr aushielt, zog er sich eine Jacke über und fuhr mit dem Rad bis zum Bismarckplatz, von wo aus er einen Spaziergang durch die Altstadt startete. Eigentlich ging es ihm gut. In Lars hatte er bereits einen richtigen Kumpel gefunden. Leider fuhr Lars am Wochenende meistens zu seinen Eltern. Sie hatten sich

bereits kurz vor Beginn des Semesters kennengelernt, als sie etwas ratlos vor den Listen standen, in die man sich für die Übungen eintragen musste. Lars machte sich nicht über alles Mögliche so viele Gedanken wie er und hatte nicht diesen fatalen Hang zum Grübeln. Ihm kam es vor, als würde er ihn schon viel länger als nur ein paar Wochen kennen. Zusammen würden sie das neue Leben als Studenten meistern – lag ihnen nicht die Welt zu Füßen? Die Hauptstraße bevölkerten Flaneure und Touristen vorwiegend fernöstlicher und nordamerikanischer Herkunft. Hinter dem Marktplatz gehörte die Stadt den Heidelbergern. Auf die Besichtigung dieses Teils der Altstadt verzichteten die meisten Touristen schon deshalb, weil es hier kaum Geschäfte und auch nur wenig Gastronomie gab. Ihm gefielen die kleinen Straßen und Gassen dort gerade deshalb besonders gut. Er drehte eine Schleife und stieg hinauf zum Schloss, das in seiner erhabenen Unvollständigkeit über der Stadt thronte. Von dort oben genoss er die Aussicht auf den Marktplatz mit der Heiliggeistkirche, auf den Neckar mit der alten Brücke, auf die an der anderen Seite des Flusses liegenden Hänge mit dem Philosophenweg, auf dem einst große Geister entlanggeschlendert und geniale Ideen entwickelt oder sich geistig einfach nur im Kreise gedreht hatten. Er blickte auf Heidelberg, seine neue Heimat. Sicher, zur richtigen Heimat musste sich die Stadt noch entwickeln, aber er war da ganz zuversichtlich. Sein Blick schweifte in die Ferne, wo die Silhouette Mannheims mit dem Großkraftwerk im Dunst lag. Er stellte sich vor, abzuheben und den Neckar entlang bis Mannheim, wo der Fluss in den Rhein mündete, und weiter den Rhein entlang stromabwärts bis zur Nordsee zu fliegen. So fühlte sich Freiheit an. Von zu Hause auszuziehen und in einer anderen Stadt zu studieren, bedeutete auch mehr Freiheit. Seine Eltern hatten ihm zwar nie viele Vorschriften gemacht, aber es war doch etwas anderes, wenn niemand mehr fragte, wohin man geht und wann man wiederkommt, in keine Vorlesung gehen zu müssen und sich die Zeit frei einteilen zu können, auf eigenen Füßen zu stehen. Nun gut, finanziell stand er noch längst nicht auf eigenen Füßen. In den Semesterferien wollte er sich etwas hinzuverdienen, aber erstmal stand anderes im Vordergrund. Er musste an seinen Vater denken, der gemahnt hatte, dass Freiheit auch immer Verantwortung bedeutet. Er war nun für sich und sein Leben verantwortlich, hatte die Konsequenzen seiner Handlungen, Unterlassungen und Entschei-

dungen zu tragen. Er hatte sich für dieses Studium, diese Stadt, dieses Leben entschieden. Bis zum Ende der Schulzeit musste er noch keine wirklich wichtigen Entscheidungen treffen. Entweder hatten seine Eltern für ihn entschieden oder die Entscheidung, das Gymnasium zu beenden und Abitur zu machen, wurde eigentlich gar nicht bewusst getroffen, vielmehr war alles von vornherein darauf angelegt gewesen und wurde selbstverständlich erwartet. „Hi, Christoph“, rief jemand neben ihm. Es war Christiane. In der strafrechtlichen Übungsveranstaltung saß sie neben ihm. Lars und er hatten sich nach den Übungen mit ihr unterhalten und sich auch schon mal in der Mensa mit ihr verabredet. Unvermittelt riss sie ihn aus seinen Gedanken. „Hallo Christiane“, erwiderte er und gab ihr die Hand. Sie wippte leicht, indem sie das Gewicht abwechselnd auf die Zehenspitzen und die Fersen verlagerte, steckte die Hände in die Hosentaschen und neigte den Kopf leicht nach links. Nicht nur ihr Mund, vor allem die Augen, ja, ihr gesamtes von blonden Locken umrahmtes Gesicht lächelte. „Was machst du denn hier?“, fragte er, um irgendetwas zu sagen. Dass die Frage weder besonders sinnvoll noch originell war, wurde ihm im gleichen Augenblick klar. „Das gleiche wie Du – bevor mir die Decke auf den Kopf fällt, wollte ich bei dem schönen Wetter einfach raus“, meinte sie. „Du wohnst ja immerhin in einer WG, was soll ich da mit meiner Bude zur Untermiete im Keller sagen?“, konterte er. „Schon. Aber so eine WG an einem Wochenende, an dem kein Mitbewohner da ist, ist auch nicht gerade gesellig. Obwohl mir die anderen schon manchmal auch auf die Nerven gehen.“ – „Ich weiß schon, warum ich nicht in einer WG leben möchte“, stellte er fest. „Und in Heidelberg ist für unsereins außer Studentenwohnheim nur WG oder Untermiete drin.“ – „Du bist ja ein richtiger Eigenbrötler.“ – „Irgendwie klingt das so negativ.“ – „Jedenfalls ist es doch ein gutes Zeichen, am Sonntag zufällig jemand Bekanntes zu treffen – ich meine, dann hat man angefangen, sich einzuleben“, meinte sie. Sie gingen langsam den Weg hinunter zum Kornmarkt. Christophs Schritte waren beschwingt, ein Gefühl der Leichtigkeit und Stärke durchströmte ihn. Nachdem sie sich noch fürs Kino verabredet hatten, trennten sich dann ihre Wege.

Irgendwann in den nächsten Wochen hatten sie sich am Nachmittag im Café Burkardt in der Unteren Straße verabredet. Sie, das waren

Christoph, Christiane und Lars. Eigentlich hätte Christoph sich ganz gern allein mit Christiane getroffen. Aber Lars, mit dem er vorher in der Bibliothek gewesen war, hatte gefragt, was er anschließend mache, und er hatte ihm angeboten, mitzukommen. Dass er das im Grunde nur aus Höflichkeit getan hatte, schien Lars nicht in den Sinn zu kommen. Das Café Burkardt war eine Institution. Der Holz vertäfelte Raum mit seinen gemütlichen, altmodischen Lampen, stilvollen Büchern in den Regalen und ausliegenden Zeitungen war proppenvoll mit Studenten, Senioren und auch Familien. Wenn man sich die Menschen wegdachte, wäre es ein wunderbares Stillleben. Eigentlich war die gesamte Untere Straße eine Institution. Hier gab es an Cafés, Bistros Kneipen und skurrilen Läden, was das Herz begehrte. Lars und Christoph warteten vor dem Café, als Christiane mit einem jungen Mann um die Ecke bog. Wer mochte das sein? Sie hatte ihn nicht angekündigt. „Na ihr“, begrüßte Christiane die beiden, „das ist mein Bruder Thomas. Er studiert auch hier in Heidelberg.“ Stimmt, sie hatte es mal erwähnt. Man begrüßte sich. „Na, dann mal rein in die gute Stube“, gab Christoph das Signal zum Eintreten. „Ist ja ziemlich voll hier. Was auch sonst. Irgendwie ist es in Heidelberg ja überall voll. In der Fußgängerzone stauen sich die Massen, in Kneipen und selbst im Kino bekommt man manchmal keinen Platz mehr“, stellte Christiane fest. „Diese Stadt ist einfach etwas eng und überfüllt, aber das gehört dazu“, erklärte Thomas. Sie gingen durch den Hauptraum und ergatterten dann doch noch einen Vierertisch in einem kleinen, etwas höher gelegenen hinteren Raum. Aus den Fenstern blickte man über einen Hof auf das Geburtshaus des ehemaligen Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Zu Anfang unterhielten sie sich noch alle miteinander, im Laufe der Zeit entwickelten sich jedoch mehr und mehr Dialoge zwischen Christoph und Christiane einerseits sowie Lars und Thomas andererseits. Letztere verstanden sich offenbar auf Anhieb prächtig, lachten viel und hatten sich eine Menge zu erzählen. Was wiederum mit den zahlreichen gemeinsamen Interessen zusammenhing. So studierte Thomas Germanistik und Geschichte und Lars interessierte sich durchaus für Literatur – solange sie nicht zu abgehoben und langatmig war. Beide hatten ein Faible für Italien und waren gerne, wenn auch ohne übertriebenen Ehrgeiz, sportlich aktiv. Auch Christoph und Christiane plauderten nett miteinander, wobei

Christiane ein wenig müde und nicht gerade ausgelassen schien. Sie gingen erst, als das Café schloss.

Werner Hacker

Anselm³

Die drei Männer im „März“ heißen alle Anselm. Dreimal Thomas oder Wolfgang wäre für ihre Generation typisch. Aber Anselm? Sie treffen sich immer im „März“, dem Heidelberger Kaffeehaus mit den schönsten Bedienungen. Keiner von ihnen erinnert sich mehr an den Tag, am dem sie sich – hier? – kennen gelernt haben. Anselm, Anselm und Anselm rauchen filterlose französische Zigaretten und trinken französisches Mineralwasser. Wenn sie Zeitung lesen, dann nur das Feuilleton. Stets auf der Suche nach ihrem Namen. Fast täglich setzen sich attraktive Frauen zu ihnen. Eine Germanistik- oder Medizinstudentin sagt dann „Du, Anselm“ und alle drei Männer schauen auf. Meist ist der Jazzmusiker Anselm gemeint, der seinen Platz am Kopf des Tisches hat. Wenn Anna oder eine andere Bedienung kommt, um die Bestellung aufzunehmen, sagt der kurze Anselm in der Regel „Früh“ und der Lange ergänzt „stück“. Für sie gibt es Rühreier mit Speck bis abends. Dieses Privileg genießt nur noch Michael, der Maler, der immer alleine am Fenster sitzt und die Touristengruppen durch die breite Glasfront beobachtet. Gelegentlich macht er Skizzen für seine großformatigen Gemälde. Eines hängt seit der Eröffnungsparty im „März“. Das Porträt zeigt die schwedische Königin Silvia, die aus Heidelberg stammt.

„Lasst uns heute irgendeinen Nachtzug nehmen, ich halte es hier nicht mehr aus“, schlägt der kurze Anselm vor. Anselm und Anselm zeigen keine Reaktion. Anselm wiederholt seinen Vorschlag etwas lauter. Anselm, der Musiker, hört mit Dackelblick einer Dunkelhaarigen zu, die über ihr erstes Semester Kunstgeschichte referiert. Der lange Anselm schreibt stumm in seine Kladde. Er arbeitet an einem neuen Kabarettprogramm und schwitzt sein buntes Hemd durch. Der kurze

Anselm kündigt in dieser Stunde Anselm und Anselm die Freundschaft und geht grußlos aus dem „März“. In seiner Altstadtbude über dem „Weinloch“ packt er ein paar Sachen zusammen und bestellt sich ein Taxi für 23 Uhr. Dann korrigiert er die Druckfahnen seines neuen Lyrikbändchens. Es ist sein viertes Buch mit reimlosen Gedichten. Die Lektorin seines Verlags drängt ihn schon länger dazu, einen Roman zu verfassen. Die Taxifahrerin kennt er flüchtig. Er hat vor Jahren einen Artikel über sie geschrieben. Sie ist Lehrerin mit Berufsverbot. Als Student nahm Anselm zwar ebenfalls an Demonstrationen teil, Mitglied war er aber weder im KBW noch in einer anderen linken Gruppe.

An Bahnsteig 3 im Hauptbahnhof wartet eine Gruppe fröhlicher Leute auf ihren Zug. Anselm gesellt sich zu ihnen. Es sind Reisende nach Ostende. Sie steigen laut lachend in ihr Abteil. Anselm bleibt allein auf dem Bahnsteig zurück. Er zerreißt seine Fahrkarte und wirft die Schnipsel auf die Schienen. Später liegt er in seinem Bett und verbringt eine schlaflose Nacht. Dann ist es fast so weit. In einer guten Stunde öffnet das „März“. Anselm nimmt ein heißes Vollbad, rasiert seinen Bart ab und zieht den neuen dunklen Anzug an. Heute will er vor Anselm und Anselm im „März“ sein. Heute will er der erste sein, dem Anna etwas Leckeres zu essen bringt. Es wird reichen, wenn er von der Zeitungslektüre aufsieht, um mit dünnen Lippen das Wort „stück“ zu formen. Anselm schlendert gut gelaunt durch die Untere Straße. Er hört neun Glockenschläge von der Heiliggeistkirche. Anselm schaut mit großen Augen auf seine alte Uhr. Vor der Kaffeehaustür stehen Anselm und Anselm. Anna schließt das Fahrradschloss ab und murmelt eine Entschuldigung. Michael, der Maler kommt um die Ecke und sieht aus als käme er direkt aus dem „Cave“.

Michael Santak

Der Schatz im Emmertsgrund

„Hi, Timmi!“, rief Nobbi ihm schon von weitem entgegen, als sie sich wie verabredet auf der Streuobstwiese unterhalb des Emmertsgrunds trafen, „hast du dich endlich loseisen können?“ – „Ja“, japste Timmi noch ganz außer Puste. „Ich musste mal wieder meine Schwester überreden, dass sie meiner Mutter nichts verrät.“ Ihre beiden Hunde begrüßten sich Schwanz wedelnd. Blitzschnell rannte Nobbis Dalmatiner Bongo los, so dass Timmis Bordercolli Lassie Mühe hatte, ihm zu folgen. Mit seinen langen Läufen konnte Bongo viel schneller laufen als Lassie, die deshalb ein wenig zu knurren anfang. „Wo sind die Anderen?“, fragte Timmi. „Die müssten eigentlich schon längst da sein.“ Nobbi machte ein bedrücktes Gesicht und sagte: „Wir sollten uns beeilen, in den Emmertsgrund zu kommen. Ich habe nämlich gehört, dass die Inliner ebenfalls schon hinter der Beute her sind.“ An diesem Morgen war nämlich ein Geldtransport überfallen und eine Million Euro geraubt worden. Das Geld sollte angeblich im Emmertsgrund versteckt sein.

Kaum hatte Nobbi zu Ende gesprochen, da sahen sie auch schon eine Horde von Jungen um die Ecke biegen. Je näher sie kamen, desto klarer wurde den beiden: Das waren die Inliner. Doch sie kamen aus der falschen Richtung. Eigentlich müssten sie aus der Altstadt kommen, aber sie kamen aus dem Neubaugebiet. Was hatte das zu bedeuten? „Wie oft sollen wir euch noch sagen, dass ihr hier nichts zu suchen habt?“, rief der Anführer der Inliner wütend. „Das ist unser Revier“, schrieten auch die anderen acht Jungen, die mit ihren Knie- und Ellenbogenschonern und mit ihren spitz zulaufenden Helmen ziemlich gefährlich aussahen.

Timmi hatte schon von Nobbi gehört, dass Tobbi, der Anführer der Inliner, den Doggies verbieten wollte, außerhalb des Neubaugebiets zu spielen. Das war eine bodenlose Gemeinheit. Das konnten sie sich nicht bieten lassen. „Ihr habt wohl einen Knall.“, warf Nobbi ihnen entgegen, „Wir lassen uns von euch nicht vertreiben.“ „Euch wird nichts anderes übrig bleiben“, triumphierte Tobbi. „Wir haben eure

vier Freunde gefangen genommen. Und mit euch beiden werden wir auch noch fertig.“

Die Inliner umzingelten die beiden letzten freien Doggies und versuchten sie in den Schwitzkasten zu nehmen. Timmi wurde schwindlig. Immer wenn er sich hilflos fühlte oder wenn es gefährlich wurde, sackte sein Blut in den Magen und er konnte nicht mehr klar denken. Während Nobbi gegen die übermächtigen Angreifer kämpfte, überlegte Timmi krampfhaft, welchen Ausweg es aus dieser Lage geben könnte. Er nahm all seinen Mut zusammen und sagte so fest er konnte: „Hört mal zu! Gegen die Biker vom Emmertsgrund habt auch ihr keine Chance. Die sind viel stärker als ihr und auch viel brutaler. Wenn wir uns zusammentun, können wir die Biker schlagen, falls es zum Kampf kommt. Dann starten wir gemeinsam die Suche nach der Million.“ – „Gar nicht so dumm, der Kleine“, sagte Tobbi und fasste Timmi am Kragen. „Aber vorher müsst ihr versprechen, dass das kein fauler Trick ist. Dann lassen wir auch eure Freunde frei.“ – „Okay“, sagte Nobbi. „Wir haben sowieso nichts gegen euch. Aber ihr sollt uns nie mehr wie den letzten Dreck behandeln.“ Tobbi trat auf Nobbi zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Wenn es gegen die Biker geht, ist mir jeder Verbündete recht.“

Nachdem die Inliner die vier gefangenen Doggies befreit hatten, zählte die Truppe, die sich nun die Serpentine zum Emmertsgrund hoch schlängelte, 16 Jungs, davon zehn auf Inlines und sechs mit Hunden. Timmi füllte sich auf einmal stark und unbesiegbar. Tobbi, dessen Vater die Lokalzeitung machte, konnte es sich nicht verkneifen, den Doggies die Vorgeschichte der Hochhaussiedlung im Emmertsgrund zu erzählen. „Ihr könnt das ja nicht wissen, weil ihr noch neu seid, aber der Emmertsgrund ist die modernste Siedlung in ganz Deutschland. Dort stehen keine Autos auf den Straßen, weil alle unterirdisch in riesigen Garagen geparkt werden. Dort gibt es keinen einzigen Schornstein, weil alle Häuser mit Fernwärme beheizt werden. Und dort werdet ihr niemals einen Müllwagen sehen, weil der Müll über ein weit verzweigtes Rohrsystem direkt in der Müllverbrennung landet. Dieser Stadtteil ist im ganzen Land das zweite Wohngebiet nach dem olympischen Dorf in München, in dem eine solche Anlage steht.“

Die Doggies staunten nicht schlecht. „Als die Siedlung vor einigen Jahren geplant wurde, waren die berühmtesten Architekten der Welt hier und haben ihre Ideen vorgestellt“, erklärte Tobbi in stolzem Ton weiter. „Ich weiß das, weil mein Dad in der Zeitung darüber geschrieben hat.“ – „Und dort werden alle Babys mit einem Fahrrad geboren, deswegen heißen sie auch Bikers“, ergänzte Nobbi scherzhaft. „Richtig“, stimmte Tobbi unbeirrt zu, „dort hausen die Bikers. Das sind fürchterlich wilde Kerle mit fürchterlich großen Pranken. Und der Boss von dieser Bande heißt Branko. Dem bin ich mal begegnet. Der hat echt Pranken wie ein Bär.“ Plötzlich stimmte einer aus der Gruppe den Slogan „Haut dem Branko auf die Pranken“ an und alle fielen lachend ein. Timmi wunderte sich, wie mutig er auf einmal war. Er lief mit den anderen weiter den Berg hinauf und sie riefen immer wieder „Haut dem Branko auf die Pranken“.

Wie aus den Wolken gefallen stand urplötzlich ein riesiger Kerl vor ihnen. „Ich bin Branko. Was wollt ihr von mir?“ Alle standen starr vor Schreck. „Wir meinen doch gar nicht dich“, antwortete Tobbi, der sich als erster wieder gefasst hatte. „Ich lass mich doch von dir nicht verarschen. Was wollt ihr hier?“, fragte Branko erneut in scharfem Ton. „Wir gehen bloß spazieren. Das wird doch wohl erlaubt sein?“, sagte Nobbi. „Haut ab, sonst kriegt ihr’s mit mir zu tun!“, drohte der Kerl und erhob seine Faust, die wirklich so riesig war wie eine Bärenpatze.

Sie zogen also ab, denn ihr Vorhaben war auf diese Weise nicht zu erreichen. Hinter einer Mauer, die einen Weinberg abgrenzte, versammelten sich die geschlagenen Krieger, um sich zu beraten. „Das war ja wohl die Höhe“, schnaubte Tobbi los. „Wir sind 16 Leute und lassen uns von einem einzigen Typen Angst machen.“ – „Nein, das war doch nur ein taktischer Rückzug“, erwiderte Nobbi. „Unser Plan kann nur gelingen, wenn die Biker nichts davon wissen.“ Timmi bestätigte ihn: „Ja, wir dürfen uns nicht mit denen anlegen, sonst kriegen wir nie die Million.“ – „Gut, versuchen wir durch das Dickicht zum Emmertsgrund zu kommen“, schlug Tobbi vor. „Halt“, rief Nobbi, „erst will ich mir den Bauch mit Trauben voll stopfen. Richtige Trauben vom Weinberg kann man sich doch nicht entgehen lassen!“ Tobbi meinte: „Die sind doch noch gar nicht reif!“ Aber Nobbi war das egal. Nobbi war sicherlich der Verfressenste von ihnen,

aber auch die anderen mampften ein paar der sauren Trauben, bevor sie erneut loszogen, um im Emmertsgrund nach der versteckten Beute zu suchen.

„Los, Jungs!“, rief Tobbi. „Lasst uns endlich aufbrechen. Bald wird es dunkel und dann ist es aus mit der Schatzsuche.“ – „Okay, aber leise. Wir schleichen alle hintereinander den Berg hinauf“, schlug Nobbi vor. Vorsichtig wie die Indianer auf Kriegspfad schlichen die Inliner und die nun mit ihnen verbündeten Doggies durch den Emmertsgrund. Niemand sprach ein Wort, doch Timmi dachte bereits mit Unbehagen an das weit verzweigte Labyrinth an unterirdischen Parkhäusern und an das unheimliche Rohrsystem der Mülltransportanlage. Er konnte sich gar nicht vorstellen wie das funktionieren sollte. Vielleicht wie ein großer Staubsauger, der mit einem Luftsog den Müll zuerst in eine Müllpresse und dann in die Verbrennungsanlage befördert. Irgendwo dort muss die Beute aus dem Millionenraub versteckt sein. Timmi hatte wirklich keine Lust, in stinkendem Müll herumzuwühlen. Und außerdem: Wie sollten sie in einem riesigen Müllhaufen bloß die Million finden?

Timmi wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, als sie an der Einfahrt in ein riesiges Parkhaus angekommen waren. „Wie kommen wir da hinein?“, fragte Timmi. „Blöde Frage“, antwortete Tobbi. „Wir warten, bis ein Auto kommt und das Tor aufgeht. Wenn wir einmal drin sind, können wir von einem Parkhaus zum anderen laufen und alles genau absuchen. Von dort kommt man auch in die vielen Hochhäuser und von denen zu den Schächten, wo der Müll in den Müllschlucker abgeworfen wird.“ – „Genial“, fand Nobbi. „Sollten wir uns dann nicht besser in Zweiergruppen aufteilen, um den Geldsack schneller ausfindig zu machen?“ – „Nein, das fände ich nicht so gut“, wand Tobbi ein. „Dann wissen wir nie, ob wir überall gesucht haben und auch nicht, ob eine der Gruppen die Beute schon entdeckt hat.“ – „Du hast Recht“, stimmte Nobbi zu. „Also bleiben wir besser zusammen und suchen in der Gruppe. Gibt es eigentlich einen Plan von dieser weit verzweigten Anlage?“ – „Sicherlich gibt es den, aber natürlich habe ich ihn ausnahmsweise nicht in meiner Hosentasche“, witzelte Tobbi. „Wie Schade“, meinte Nobbi, „er könnte uns die Suche ziemlich erleichtern.“ „Na klar, aber ein echter Indianer macht so was doch mit seiner Spürnase“, schaltete sich Ali

ein, der ein alter Karl-May-Fan war. „Gut, Ali“, ergriff Tobbi die Gelegenheit beim Schopf, „dann kannst du uns anführen.“ Ali wuchs sichtlich um einige Zentimeter, obwohl er schon einer der Größten von ihnen war, und sagte: „Folgt mir! Aber leise.“ Er führte sie durch die schier endlose Parkhausanlage, die sie gründlich absuchten, bis zu einer abgetrennten Garage, in der ein Lagerfeuer brannte. „Was ist denn das?“, fragten alle erstaunt. Sie gingen auf das Lagerfeuer zu, als plötzlich die Garagentür mit einem lauten Knall zuing. Die Jungs brauchten eine kleine Weile, bis sie merkten, dass sie in der Garage gefangen waren. Niemand wusste, wie die Türen aufgingen. Nur Timmi, der zwischendurch mal pinkeln musste und nicht mit in das Parkhaus gegangen war, befand sich noch in Freiheit. Durch einen Schlitz konnte er mit anhören, dass die Biker diese Garage als Falle benutzt hatten. Sie wollten den Schatz für sich alleine. Sie wussten auch schon, wo er sich befand: im Müllschluckersystem. Mit diesen Informationen begab sich Timmi auf den Weg ins Tal. Er musste seine Freunde befreien. Er musste Hilfe holen. Dabei war ihm vor Angst schon ganz mulmig im Magen.

Timmi stürmte in die Redaktionsräume der Lokalzeitung und schrie aus vollem Hals: „Sie haben Tobbi entführt. Sie haben Tobbi entführt.“ Ein weißhaariger Mann kam ruhig auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und fragte kühl und präzise: „Wer, wann, wo und warum?“ Dieser Mann musste Tobbis Vater sein, dachte Timmi. Ihm war nämlich die rettende Idee gekommen: Tobbis Vater sollte in seiner Zeitung einen Artikel drucken, dass die Geldräuber geschnappt und die verschwundene Million gefunden wurden. Dann würden die Biker Tobbi und die anderen frei lassen. Am nächsten Tag könnte Tobbis Vater dann ruhig in der Zeitung berichten, dass alles nur ein Irrtum war und weder die Beute noch die Diebe geschnappt worden waren. Die Bevölkerung sollte ja schließlich nicht belogen werden. Diesen Plan erzählte Timmi Tobbis Vater, der immer nur wieder ungläubig den Kopf schüttelte. Aber er versprach Timmi, den gewünschten Artikel zu schreiben und in der Zeitung zu drucken. Tobbis Vater meinte noch: „Als Gegenleistung erwarte ich allerdings von dir, dass du Tobbi spätestens bis morgen Nachmittag wieder frei kriegst!“ – „Kein Problem!“, rief Timmi voller Tatendrang. Und wirklich: Am nächsten Morgen stand ein großer Artikel auf der ersten Seite der

Lokalzeitung über den Geldraub, über das Versteck im Emmertsgrund und über die große Polizeiaktion, die schließlich zum Erfolg führte. Die gestohlenen Euroscheine seien angeblich gefunden und die Geldräuber gefasst worden.

Mit diesem Artikel in der Hand machte sich Timmi wieder auf den Weg zum Emmertsgrund. Er war sehr müde, denn die ganze Nacht hatte er sich Sorgen um seine Freunde gemacht. Zum Glück zog Lassie ihn ein bisschen vorwärts. Sie war immer besonders eifrig dabei, wenn es darum ging, einen ausgedehnten Spaziergang zu machen. Timmi konnte von Glück reden, dass seine Mutter nichts von der ganzen Sache gemerkt hatte. Sie war im Moment viel zu sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt. Damit die anderen Eltern auch nichts davon mitbekamen, hatte Timmi einen Rundruf gestartet, dass die ganze Bande bei ihm übernachten würde. Natürlich wusste Timmi, dass es ganz schön gefährlich war, die Eltern nicht zu informieren, aber er wollte seine Freunde aus eigener Kraft befreien. Als Timmi in der Siedlung am Berg angekommen war, donnerte er mit seinen Fäusten wie verrückt an das verschlossene Garagentor. Von hinten kam eine Gruppe von Bikern angestürmt und starrte ihn grimmig an. „Was machst du da?“, fragten sie ihn. „Ihr könnt meine Freunde freilassen“, erklärte Timmi hektisch. „Die Räuber sind gefasst und das Geld gefunden. Hier, guckt in die Zeitung.“

Die Biker lasen ungläubig die Überschrift. „Das kann doch gar nicht sein“, wunderte sich Branko. „Ich wette, dass das Geld noch irgendwo im Müllschlucker steckt.“ – „Nein, hast du nicht das Foto mit dem Geldsack in der Zeitung gesehen?“, fragte ihn Timmi scheinheilig. „Scheiße, du hast Recht“, gab Branko zu. „Dann haben wir schon wieder verdammt Pech gehabt.“ – „Tut mir echt Leid für euch. Aber jetzt könnt ihr gefälligst das Garagentor öffnen“, wagte Timmi zu sagen. Er staunte wie verrückt als er sah, dass Branko das Garagentor mit einer Fernsteuerung hochfahren ließ. Heraus stürmten seine 15 Kumpel und sechs Hunde. Sie stoppten abrupt, als sie die Biker sahen.

In diesem Augenblick hatte Timmi einen Einfall. „Hört mal zu“, sagte er. „Ich verspreche euch eine fette Belohnung und viel Spaß zusammen, wenn wir uns alle vertragen. Ich habe jedenfalls keinen Bock mehr auf Bandenkrieg. Wenn wir zusammenhalten, haben wir

immer noch Chancen auf die Million Euro.“ Nachdem Timmi seinen Trick mit der Lokalzeitung gebeitet hatte, beschlossen die Anführer der drei Banden, Nobbi, Tobbi und Branko, nun gemeinsam nach dem Geld zu suchen. Branko meinte: „Wenn ihr so schlaue Tricks drauf habt, sollten wir wirklich mit euch zusammenarbeiten.“ Der Rest der Bikers stimmte zu.

„Hast du echt super gemacht, Timmi“, lobte Nobbi. „Wir hatten ‘ne Scheiß Nacht auf dem kalten Betonboden.“ – „Das glaub ich euch aufs Wort. Ich hab ausnahmsweise mal kein Pech gehabt mit meinem Plan. Und Tobbi, dein Vater ist echt nett. Ohne den hätte das alles nicht geklappt“, strahlte Timmi. „War gut, dass du nicht in die Garage gekommen bist“, sagte Nobbi. „Warum eigentlich nicht?“ – „Ich musste halt mal“, gab Timmi zu. „Siehst du, es kann auch von Vorteil sein, wenn man sich von der Gruppe entfernt“, lachte Nobbi.

Den ganzen Tag suchten sie das Labyrinth von Parkhäusern, Fernwärmeschächten und Müllschluckerrohren ab. Die Biker führten sie an, denn sie kannten sich hier am besten aus. Die drei Banden verstanden sich wirklich gut. Sie hatten nun ein gemeinsames Ziel: das Geld zu finden. Timmi als einer der kleinsten und schwächtesten von ihnen, musste oft durch besonders enge Rohre kriechen. Das wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

Als er in einem der Müllabsaugrohre nach unten rutschte, plumpste er plötzlich in den Keller, in dem die Gelddiebe saßen. „Scheiße!“, riefen er und die Gauner gleichzeitig. Timmi konnte nicht mehr flüchten und den Gelddieben blieb nichts anders übrig, als ihn gefangen zu nehmen. „Sei still, Bürschchen“, schrie der dickste von ihnen, der Timmi den Mund zuhielt, während die anderen beiden ihn fesselten. „Verdammte Scheiße!“, fluchte einer von ihnen. „Wo einer ist, gibt’s bestimmt noch andere. Wir müssen weg von hier.“ – „Das Dumme ist“, stimmte der Dritte bei, „dass der Kleine uns gesehen hat. Deshalb müssen wir ihn mitnehmen.“ – „Ja, binde ihm die Augen zu!“, befahl der Dicke.

Timmi spürte, wie er von zwei Männern gepackt und wie ein eingerollter Teppich weggetragen wurde. Man legte ihn auf die Ladefläche von einem Transporter. Nach dem Motorgeräusch zu schließen, musste es ein VW-Bus sein. Das Auto fuhr die Serpentine vom Emmertsgrund hinunter, raste um einige Kurven, bis eine lange

gerade Strecke folgte. Timmi wurde ganz schön durchgeschüttelt. Dann ging es wieder um viele Ecken und das Auto musste mehrmals an Ampeln halten. Endlich kam das Auto zum Stehen. Die Fahrt hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, doch sie kam Timmi wie eine Ewigkeit vor. Er wurde wieder von zwei Männern gepackt und mehrere Treppen nach oben getragen. Es musste der dritte oder vierte Stock sein, wo Timmi auf ein Bett gelegt wurde. Er hörte viele aufgeregte Stimmen, die aber in einer fremden Sprache redeten. Er verstand kein einziges Wort. Timmi überlegte, wie er hier jemals wieder rauskommen sollte. Er wunderte sich, dass er nicht zu weinen anfang. Er war doch sonst nicht so hart im Nehmen. Was wird nur meine Mama denken, wenn ich heute Abend nicht zu Hause aufkreuze? Werden die anderen jetzt enttäuscht nach Hause gehen oder weiter nach dem Geld suchen? Mit schweren Gedanken schlief er endlich ein.

Als Timmi wieder aufwachte, war er allein in einem kleinen dunklen Zimmer. Erst musste er überlegen, wo er überhaupt war. Dann erinnerte er sich an das, was alles geschehen war. Timmi fühlte sich, als wäre er in einem spannenden Krimi gelandet, leider war er selbst das Opfer. Man hatte ihm die Augenbinde und die Fesseln abgenommen. Neben ihm auf dem Bett lag ein Teller mit einer großen Pizza. He, dachte Timmi, die Gelddiebe sind doch gar keine so üblen Burschen – versorgen mich mit einer Pizza. Plötzlich hörte er laute Stimmen im Nebenzimmer. Offensichtlich stritten sich die Männer. Vielleicht streiten sie wegen mir, überlegte Timmi. Sie wissen wohl nicht, was sie jetzt mit mir machen sollen. Eigentlich gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie lassen mich am Leben oder sie bringen mich um. Timmi wurde ganz flau im Magen trotz der leckeren Pizza. Wenn sie mich umbringen, ist sowieso alles aus. Und wenn sie mich leben lassen, könnten sie mit dem Geld flüchten und mich hier zurück lassen. Seine Gedanken wurden jäh unterbrochen. Der Dicke kam in das Zimmer und grinste ihn an. „Na, wie geht es dir, mein Junge?“, fragte er mit schmieriger Freundlichkeit. „Ich will zu meiner Mama“, platzte es aus Timmi heraus. „Natürlich, natürlich. Du sollst zu deiner Mama kommen. Wir bringen dich zu ihr. Wie heißt du denn und wo wohnst du?“, wollte der Dicke wissen. Timmi hatte sofort das Gefühl, dass diese Freundlichkeit nur ein Trick war. Vielleicht wollten sie

Lösegeld von seinen Eltern erpressen. „Ich heiße Timmi. Timmi Schneider. Und ich wohne im Wiesenweg“, log er. Er wollte seine Eltern nicht in die Geschichte hineinziehen. „Gut, Timmi“, sagte der dicke Mann. „Sei ganz beruhigt. Ich muss noch kurz etwas erledigen. Dann komme ich wieder.“ Damit ging der Dicke aus dem Zimmer und schloss die Tür von außen ab.

Nach kurzer Zeit kam derselbe Mann zurück. „Du hast mich angelogen“, beklagte er sich. „Es gibt keine Familie Schneider im Wiesenweg.“ – „Kann sein. Ich will nicht sagen, wie ich heiße. Lassen sie mich laufen. Ich werde auch nichts verraten“, flehte Timmi. „Das könnte dir so passen“, entgegnete der Dicke. „Erst störst du uns in unserem Versteck, dann belügst du mich und jetzt willst du uns auch noch bei der Polizei verpfeifen.“ – „Nein, Ehrenwort“, versuchte es Timmi erneut. „Ich glaube dir kein Wort mehr, du Lügner. Du wirst schon sehen, was du davon hast“, drohte der Dicke, erhob stolz seinen Kopf und verschwand aus dem Zimmer. Timmi versuchte aus dem Fenster zu gucken, aber es war von außen mit einem Tuch bespannt. Er schaffte es nicht, das Fenster zu öffnen, weil es keinen Griff hatte.

Eine Weile später kehrte der Dicke mit seinen beiden Kumpanen zurück. Wortlos fesselten sie Timmi und verbanden ihm wieder die Augen. Dann ging es die Treppen hinunter, ins Auto und nach einer hektischen Fahrt mit vielen Kurven und Ampelstopps wieder aus dem Auto. Timmi hörte einen Springbrunnen plätschern. Plötzlich hielten die Männer an und flüsterten etwas Unverständliches mit anderen Leuten. Sie brachten Timmi eine Treppe hinunter. Es roch stark nach Eukalyptus oder Pfefferminze. Eine schwere Tür schnappte aus der Verriegelung und ihm wehte eine heiße Wolke feuchter Luft entgegen. Die Männer legten ihn auf eine Holzliege und er fing heftig an zu schwitzen.

Eine tiefe Männerstimme ließ Timmi aufschrecken. „So, mein Kleiner, du willst uns also nicht verraten, wie deine Eltern heißen.“ Timmi nickte mit dem Kopf. „Wie sollen wir dich dann nach Hause bringen?“, fragte die tiefe Stimme. „Gar nicht“, sagte Timmi trotzig. „Meinetwegen. Du kannst hier so lange schmoren, wie du willst. Bevor du uns nicht verrätst, wie du heißt und wo du wohnst, kommst du hier nicht raus.“ Mit diesen Worten verließ der Mann die Sauna.

Nach einiger Zeit wurde Timmi schwindlig vor Hitze. Als er es nicht mehr aushielt, schrie er so laut er konnte: „Lasst mich raus! Ich sage euch wie ich heiße.“ Jetzt kamen zwei Männer, die ihn aufhoben und die Treppe hinauf trugen. Sie setzten Timmi auf ein großes Ledersofa. „Los, rück schon raus mit der Sprache“, befahl der Mann mit der tiefen Stimme. „Ich heiße Timmi Becker und wohne in der Schulstraße 7“, sagte Timmi. „Guck im Telefonbuch nach der Telefonnummer“, forderte die Bassstimme leise in die andere Richtung. „Hier haben wir sie“, sagte eine höhere Stimme. Zu Timmi gewandt sagte der Bass: „Ich rufe jetzt deine Eltern an und fordere 500.000 Euro Lösegeld von ihnen. Dann gebe ich dir den Hörer und du musst deinen Eltern sagen, dass sie alle Forderungen erfüllen sollen. Ist das klar?“ – „Na gut“, sagte Timmi kleinlaut. Was blieb ihm anderes übrig? Das Telefon piepste bei jedem Tastendruck, dann entstand eine kurze Pause.

„Hallo, wir haben Timmi. Wenn Sie ihn lebend wiedersehen wollen, bringen Sie morgen um zwölf Uhr 500.000 Euro in kleinen Scheinen zur Autobahnraststätte Hardtwald. Tun Sie das Geld in eine Aktentasche und stellen sie diese auf der Herrentoilette ab. Dann verschwinden Sie. Und keine Polizei, sonst hat Timmis letztes Stündlein geschlagen. Sie können jetzt noch kurz mit ihm sprechen.“ Der Mann gab Timmi das Telefon. „Hallo, ich bin’s. Tut alles, was sie verlangen.“ Weiter kam Timmi nicht. Das Telefon wurde ihm aus der Hand gerissen. Zwei Männer packten ihn und trugen ihn wieder in den Transporter. Diesmal wurde er in ein anderes Versteck gebracht, denn die Fahrt dauerte nicht so lang wie die Hinfahrt. Das Auto fuhr sehr langsam um viele Ecken. Als er aus dem Auto getragen wurde, stach ihm der Gestank von ranzigem Fett in die Nase. Dann hörte er Teller klappern und Stimmen rufen. Man brachte ihn in einen modrigen Keller. Dort musste er die Nacht auf dem feuchten Boden verbringen. Trotzdem schlief er wie ein Stein.

Timmi wurde plötzlich aus dem Schlaf geschreckt. Jemand rüttelte ihn wach. „Psst, sei still!“, hörte er eine Stimme flüstern. „Ich bin’s, Branko. Ich schneide dich los.“ Timmi fühlte einen harten, kalten Gegenstand zuerst an seinem Handgelenk, dann an seinem Kopf. Im Schein eines Feuerzeugs sah er Branko, der wie ein Pirat ein Messer im Mund hielt. „Wie hast du es geschafft, hierher zu kommen?“,

fragte Timmi. „Wir sind dem VW-Bus gefolgt, der mit einem Affenzahn aus der Tiefgarage fuhr, nachdem du nicht mehr zurückkamst“, antwortete Branko. „Das war bestimmt nicht einfach auf euren Fahrrädern“, wunderte sich Timmi. „Mein Bruder hat mich auf seinem Motorrad mitgenommen. Als wir wussten, wo du hingbracht wurdest, haben wir die anderen verständigt. Die haben dann alle Ausgänge beschattet. Jetzt wissen wir ganz genau, wer alles zu den Gelddieben gehört. Ich glaube, die Polizei wird sich über den dicken Fang freuen“, erzählte Branko mit erkennbarem Stolz.

„Aber wie kommen wir hier bloß raus?“, wollte Timmi wissen. „Wir schleichen uns auf die andere Seite des Kellers. Dort gibt es eine Luke zur Straße hin. Dieser Keller hier gehört nämlich zu einer Pizzeria. Du kannst dir vorstellen, mit wem wir es also zu tun haben?“, sagte Branko fragend. „Etwa mit der Mafia?“, staunte Timmi. „Ja, vielleicht mit der Mafia, vielleicht aber auch mit der Cosa Nostra oder mit einer anderen Bande. Auf jedem Fall mit dem Mob, wie organisierte Kriminelle auch manchmal genannt werden“, erklärte Branko.

„Dann nichts wie weg von hier“, forderte Timmi. „Ja, aber vorsichtig“, zischte Branko. Sie schlichen durch den dunklen Keller bis sie zu besagter Luke kamen und kletterten ins Freie. Dort stand Brankos großer Bruder mit seinem Motorrad. „Steig auf, Timmi“, befahl dieser. „Ich bringe dich zu deinen Eltern. Branko kann mit dem Zug fahren.“ – „Das ist toll. Dann sparen meine Eltern eine Menge Geld“, freute sich Timmi erleichtert. „Klar, aber damit ist die Sache noch lange nicht abgeschlossen“, erklärte Branko eifrig. „Morgen sind wir dabei, wenn das Geld übergeben werden soll. Dann werden wir die Kerle schon schnappen.“ – „Sollten wir nicht lieber die Polizei einschalten?“, schlug Timmi vor. „Lasst uns das bei deinen Eltern besprechen“, drängelte Brankos Bruder und startete sein Motorrad. Dann brausten sie los.

Am nächsten Morgen musste Timmi doch zur Polizei. Timmis Mutter hatte sich seit seinem Verschwinden Sorgen gemacht, denn Kati hatte ihr erzählt, dass Timmi hinter den Gelddieben her sei. Nach der Lösegeldforderung war es ihr eindeutig zu mulmig geworden und sie hielt es für notwendig, Hilfe anzufordern. Bis jetzt hatte die Polizei allerdings noch nicht herausfinden können, wo Timmi festgehalten

wurde. Aber da sie nun wussten, dass Timmi befreit worden war, wollten sie alles ganz genau wissen. „Das ist ein Superding“, staunte Kommissar Lotz von der Abteilung für organisierte Kriminalität. „Von so einem tollen Zeugen wie dir habe ich schon lange geträumt.“ – „Aber ich habe nicht viel gesehen. Mir waren ja die ganze Zeit die Augen verbunden“, schränkte Timmi ein. „Doch, doch“, machte Lotz ihm Mut. „Du hast drei von ihnen gesehen, den Dicken und seine beiden Kumpanen. Du warst bei denen zu Hause, du warst in der Sauna von dem Oberboss, dem Paten, und du warst in der Pizzeria, die seit vielen Jahren in Verdacht steht, zur Geldwäsche für die Mafia zu dienen.“ – „Bis jetzt konnten wir denen nie etwas beweisen“, schaltete sich Lotz' Kollegin ein und zwinkerte Timmi aufmunternd zu: „Wenn wir sie kriegen und du vor Gericht gegen sie aussagst, kommen sie für mehrere Jahre hinter Gitter.“

Timmi strahlte. Doch auf ihn wartete noch eine unangenehme Aufgabe. „Wir dürfen nicht riskieren, dass der Mob Lunte riecht“, stellte Kommissar Lotz klar. „Deshalb musst du zurück in den Keller der Pizzeria und zwar gefesselt und mit verbundenen Augen, sonst wissen die Banditen, dass wir ihnen auf der Spur sind.“ Timmi war den Tränen nah, aber er sah ein, dass es notwendig war.

Der Plan sah vor, dass an vier Stellen gleichzeitig zugegriffen werden sollte: an der Raststätte, die weiträumig abgeriegelt wurde, an dem dreistöckigen Wohnhaus, an der Villa des Paten und an der Pizzeria. Auf Timmis Eltern kam eine noch gefährlichere Rolle zu. Timmis Vater hatte sich sogar ausnahmsweise bereiterklärt mitzuhelfen. Sie mussten mit dem Geldkoffer direkt auf dem Präsentierteller herumspazieren – praktisch als lebende Köder.

Davon bekam Timmi allerdings nichts mit, als er wieder auf dem modrigen Kellerboden lag. Zum Glück hatten die Geldräuber nicht gemerkt, dass Timmi in der Nacht befreit und dann am frühen Morgen wieder zurückgebracht worden war. Wahrscheinlich waren sie Spätaufsteher. Plötzlich hörte er ein lautes Poltern. Schüsse fielen, er konnte Schreie hören. Nach einer halben Ewigkeit kamen zwei Männer in den Keller und sagten: „Timmi, wir haben es geschafft. Die Bande ist dingfest gemacht.“ Er wurde von seinen Fesseln befreit und konnte ans Tageslicht torkeln. Draußen standen mit den Gesichtern

zur Hofmauer und erhobenen Armen die drei Gangster, denen er in der Müllkammer im Emmertsgrund unfreiwillig in die Arme gefallen war.

„Das sind sie“, rief Timmi sofort. „Ich erkenne sie wieder.“ – „Okay, das reicht“, sagte Kommissar Lotz zu den Polizisten, die um die drei Typen standen. „Führt sie ab.“ Zu Timmi gewandt sagte er: „Komm, lass uns mal hören, wie es bei den anderen drei Eingreiftruppen gelaufen ist.“ Er zog ihn mit zu seinem schicken Sportwagen und rief über Sprechfunk: „Hallo, hallo, wie steht es bei euch?“ – „Hier Spezialeinsatzkommando Sauna“, krächzte es aus dem Lautsprecher. „Wir haben den Paten verhaftet und vier seiner Bodyguards. Sind in einer Viertel Stunde auf dem Revier.“ – „Hey, klasse. Das läuft ja super“, schwärmte Lotz. „Hier Spezialeinsatzkommando Wohnung“, meldete sich die nächste Truppe. „Die Vögelchen sind ausgeflogen. Wir warten, bis sie zurückflattern.“ – „Gut, haltet die Stellung“, kommandierte Lotz. „Und wie läuft es auf der Raststätte?“ – „Hier gibt es noch nichts zu melden“, tönte es aus dem Lautsprecher. „Der Koffer steht auf der Toilette, aber die Gauner haben sich noch nicht blicken lassen. Timmis Eltern sind schon wieder nach Hause gefahren. Wir warten ab, bis jemand den Koffer nimmt.“ – „Okay“, sagte Lotz nachdenklich. „Braucht ihr Verstärkung?“ – „Nein, wir sind insgesamt hundert Leute in zivil, die unauffällig rings um den Rastplatz darauf lauern, dass sich jemand verdächtig macht. Dann schlagen wir zu, sperren alle Ausfahrten ab und durchsuchen alle Autos und Gebäude.“ – „Gut so“, sagte Lotz. „Haltet uns auf dem Laufenden.“ Mit diesen Worten schaltete er sein Funkgerät ab und sagte zu Timmi: „Komm, wir fahren zu deinen Eltern. Du hast dir ein gutes Mittagessen verdient.“ Timmi strahlte über das ganze Gesicht. Was zu essen und ein weiches Bett waren alles, wonach er sich momentan sehnte.

Als Timmi zu Hause am Esstisch saß und von seinen Abenteuern erzählte, klingelte plötzlich das Telefon. Er nahm den Hörer ab. „Hallo, hier spricht Kommissar Lotz“, hörte Timmi. „Was gibt’s Neues?“, fragte er. „Wir haben vier schwere Jungs festgenommen, die sich den Geldkoffer unter den Nagel reißen wollten“, gab der Kommissar zur Antwort. „Das finde ich toll“, freute sich Timmi. „Ja, das finde ich auch“, sagte Lotz. „Aber das bedeutet für dich, dass du noch mal aufs Revier kommen musst, um dir die Stimmen der Jungs

anzuhören.“ – „Mach ich gern“, beeilte sich Timmi zu sagen und sprang gleich vom Stuhl auf. „Ich bin in zehn Minuten bei ihnen.“

Im Polizeirevier wurde er schon freudig erwartet. Timmi fühlte sich wie ein Held. Hier in der Station verschwand auch die Ängstlichkeit, die ihn seit seiner Rutschpartie in das Nest der Bande ergriffen hatte. „Wir stellen dir die vier Jungs vor, ohne dass sie dich sehen können. Was sollen wir sie sagen lassen?“, fragte Kommissar Lotz. „Am besten wäre der Satz, den einer von ihnen gesagt hat, als sie unsere Telefonnummer im Telefonbuch gefunden hatten. Ich glaube, er lautete: Hier haben wir sie.“ Jeder der vier Ganoven musste diesen Satz sagen. Einer der vier hatte eine relativ hohe Stimme. Der konnte es sein. Außerdem sprach für ihn, dass er den Satz ziemlich einwandfrei sagen konnte, während die anderen Schwierigkeiten mit der Aussprache hatten. „Gut“, sagte der Kommissar. „Jetzt kommt die Gegenüberstellung.“ Timmi wurde für kurze Zeit allein gelassen. Dann kam der Kommissar mit dem besagten Typen zurück.

Als die Piepsstimme Timmi sah, zuckte er leicht zusammen, obwohl er sich nichts anmerken lassen wollte. „Kennen Sie diesen Jungen?“, fragte ihn der Kommissar scharf. „Nein, noch nie gesehen“, log der Gauner. „Doch“, unterbrach Timmi. „Als wir bei deinem Boss waren und du die Telefonnummer nachgeschaut hast.“

Die Piepsstimme wurde blass, sagte aber mit gespielter Überzeugungskraft: „Ich weiß nicht, wovon der Junge spricht.“ – „Wissen Sie, wo wir Sie zum Singen bringen?“, platzte Timmi heraus. „In einer Sauna.“ – „Okay, okay, diese Mühe könnt ihr euch sparen“, gab der Gauner klein bei. „Also, los, Vögelchen, sing uns was vor“, schmunzelte der Kommissar. „Da gibt’s nicht viel zu erzählen“, begann der Piepser. „Ich war gerade bei meinem Onkel, als der Kleine da angeschleppt wurde. Ich weiß nicht, was das für Leute waren, bloß, dass sie wohl Ärger hatten, weil der Junge ihnen auf die Schliche gekommen war bei irgend so 'ner Sache.“ – „Was für 'ne Sache, was für Leute?“, der Kommissar wurde ungeduldig. „Du musst schon etwas genauer werden.“ – „Ich bin nur ein ganz kleines Rädchen“, wand sich der Bursche. „Ich weiß nichts und ich kann nichts sagen.“

„Ist doch klar“, trumpfte der Kommissar auf. „Du hast Schiss. Wenn du singst, bist du ein toter Mann.“ – „Ich hab nix zu singen“,

bekräftigte der Halunke. „Das glaub ich dir nicht“, beharrte Lotz. „Ich schlage dir ein Abkommen vor: Du erzählst uns alles und wir lassen dich laufen. Du bekommst neue Papiere und kannst in Amerika ein neues Leben anfangen.“ – „Und wenn ich nicht darauf eingehe?“, schmunzelte der Mann mit der hohen Stimme. „Dann bringen wir dich vor Gericht und das Gericht schickt dich ins Gefängnis wegen Beihilfe zum Menschenraub, Körperverletzung und Erpressung. Das bringt dich für mindestens fünf Jahre in den Bau“, erklärte der Kommissar. „Immer noch besser, als ständig auf der Flucht zu sein“, stöhnte der Knacki. „Und was passiert, wenn du aus dem Knast kommst?“, wollte der Kommissar wissen.

„Gut, okay, ich gehe auf den Vorschlag ein.“ Langsam wurde der Piepser weich. „Aber ihr müsst mir versprechen, dass ich ein neues Leben anfangen kann. Ich will nämlich schon seit langem aussteigen. Dieser Job ist mir viel zu hart.“ Timmi bekam das ganze Verhör mit dem kleinen Ganoven mit. Durch seine Aussage konnte die Bande ausgehoben und vor Gericht gestellt werden. Nur den Raub der Million Euro konnte man den Angeklagten nicht nachweisen. Auch über den Verbleib der Beute kam nichts zur Sprache.

Als Timmi wieder nach Hause kam, wurde er von seinen Freunden und seiner Familie wie ein Held empfangen. Sie hatten eine kleine Überraschungsparty organisiert. Es gab Pizza, Cola und Knabberzeug. Timmi stöhnte: „Nicht schon wieder Pizza!“ Aber er kam gar nicht zum Essen, denn ihm fiel plötzlich etwas ein: Jetzt war das Räubernest zwar ausgehoben, aber der Schatz blieb nach wie vor verschollen. „Jungs, wir müssen eine neue Aktion starten“, feuerte Timmi seine Freunde an. Er wunderte sich, dass selbst Nobbi, Tobbi und Branko ihm begeistert zustimmten. Auf einmal galt sein Wort etwas in der Gruppe.

Kati meinte: „Jetzt will ich aber auch mit! Du hast mich schon viel zu lange wie ein Baby behandelt. Das ist nicht fair!“ – „Okay, du darfst ausnahmsweise mal mit“, ließ Timmi sich breitschlagen. „Wie sollen wir vorgehen?“, wollte Branko wissen. „Ich wette, dass die Kohle noch irgendwo in dem Tiefgaragen- und Müllschluckersystem versteckt ist“, warf Tobbi ein. „Die Diebe hatten ja gar keine Zeit, sich ein neues Versteck auszudenken.“ – „Und wir müssen das Geld

finden, bevor es vielleicht in der Verbrennungsanlage verkohlt“, bekräftigte Nobbi. „Auf zum Emmertsgrund!“, rief Timmi. „Auf zum Müllsauger!“ – „Auf zum Emmertsgrund!“, fielen alle vereinigten Doggies, Inliner und Biker ein.

Aber der ganze Tag verlief enttäuschend. Nicht die geringste Spur von dem gestohlenen Geld. Und das, obwohl die Jungs fast den ganzen Emmertsgrund abgesucht hatten. Am Abend saßen die Jungen rings um ein großes Lagerfeuer und grillten sich Würstchen und Kartoffeln. Sie genossen den Blick in die Ebene und die milde Wärme der untergehenden Sonne. „Wem gehört eigentlich das Geld, wenn es gefunden wird? Denn es ist ja gestohlen worden“, fragte Timmi in die Runde. Plötzlich wurde es still. Darauf wusste keiner eine schnelle Antwort. „Wenn jemand Geld auf der Straße findet, muss er es zum Fundbüro oder zur Polizei bringen“, erklärte Tobbi. „Dann bekommt er ungefähr zehn Prozent Finderlohn“, ergänzte Nobbi. „Und was machen wir, wenn wir das Geld finden?“, fragte Timmi erneut. „Wir teilen es unter uns auf“, schlug Branko vor. „Wir sind zwanzig Leute, also kriegt jeder 50.000 Euro.“ – „Das wäre toll, aber es würde doch schnell auffallen, wenn zwanzig zehnjährige Jungs auf einmal mit großen Scheinen um sich werfen“, gab Tobbi zu bedenken. „Ist ja schon gut“, stöhnte Timmi. „Noch haben wir die Million nicht. Und vielleicht müssen wir uns dann auch nur mit dem Finderlohn zufrieden geben.“

Nach einer Pause brach erneut Timmi die Stille nach dem Essen. „Warum gibt es eigentlich Verbrecher?“, fragte er. „Ich meine, wenn die Gauner das Geld nicht gestohlen hätten, könnten wir es ihnen auch nicht abjagen und Finderlohn kassieren. Also verdienen wir am Verbrechen.“ – „Du hast wohl einen Knall“, warf Branko ein. „Verbrecher hat es schon immer gegeben.“ – „Das ist, Timmi, als würdest du fragen, warum es Straßen und Unfälle gibt“, gab Tobbi zu bedenken. „Mein Vater sagt immer: Mit dem Fortschritt ist die Katastrophe vorprogrammiert.“ – „Ja, na klar“, bestätigte Nobbi. „Je mehr die Leute erreichen und je reicher sie werden, umso mehr kann man ihnen klauen. Niemand, der ein bisschen was besitzt, ist sicher vor Leuten, die weniger haben als er.“ – „Im Grunde denkt doch jeder nur an sich selbst“, meinte Timmi. „Einige sind allerdings zu faul, sich selbst anzustrengen.“ – „Vielleicht haben die Anderen bloß Angst vor

der Strafe“, gab Branko zu bedenken. „Das ist auch gut so, sonst würden sich alle gegenseitig die Köpfe einschlagen“, sagte Tobbi. „Wir sind doch auch nicht viel besser“, meinte Timmi. „Wir jagen genauso hinter dem Geld her.“ – „Ich würde das Geld jedenfalls behalten“, erklärte Branko bestimmt. Ich würde es verstecken und immer nur ganz wenig davon ausgeben, damit niemand Verdacht schöpft.“ – „Wahrscheinlich sind die Nummern der einzelnen Scheine bekannt“, vermutete Tobbi. „Dann kommt die Polizei bestimmt irgendwann auf deine Spur.“ – „Pah, das sollen sie erst mal versuchen“, brüstete sich Branko. „Ich bin schlauer als die Polizei und schneller an der Beute als ihr.“ – „Wir wollten doch zusammenhalten“, sagte Nobbi. „Bei eurem Kinderkram mit dem Finderlohn mache ich nicht mehr mit“, donnerte Branko. „Wer meiner Meinung ist, soll jetzt mit mir kommen.“ Alle Biker stellten sich hinter Branko. Jöhrend verließen sie den Grillplatz.

„Scheiße!“, fluchte Nobbi. „Jetzt geht es schon wieder gegeneinander.“ – „Macht nichts“, tröstet ihn Tobbi. „Wir sind viel schlauer als die Biker.“ – „Wer oder was könnte uns helfen, den Schatz zu finden?“, fragte Timmi. „Ich weiß was“, antwortete Tobbi. „Ich lass mir morgen von meinem Vater den Lageplan von dem Müllsauger geben. Dann können wir gezielt die Rohre absuchen.“ – „Ja, und ich bringe Lassie mit“, ergänzte Timmi. „Sie hat eine tolle Spürnase. Ich halte ihr ein Bündel Euroscheine vor die Schnauze und lasse sie dann die Fährte aufnehmen.“ – „Okay, Jungs“, beendete Nobbi die Überlegungen. „Wir sehen uns morgen früh um acht an der gleichen Stelle. Tschüss und gute Nacht.“

Am Morgen des folgenden Tages stiegen die Doggies wieder einmal mit ihren Hunden zum Emmertsgrund hinauf. In der Nacht war Timmi eine Idee gekommen: Der Schlüssel zum Schatz lag in diesem kleinen Raum, in dem er auf die Gelddiebe stieß. Er musste von dort aus die Suche von neuem aufnehmen. Also schlüpfen er und Lassie den gleichen Weg durch die Müllrohre wie vor ein paar Tagen. Auch ohne den Plan von Tobbi fand er sich gleich zurecht und erreichte die Kammer nach ein paar Minuten. Lassie machte die Suche viel Spaß. Sie schien zu merken, dass es um etwas Wichtiges ging. Als Timmi in dem Kellerversteck ankam, sah er sich alles ganz genau an. Die

Banditen hatten hier alles, was sie brauchten: Essen, Trinken, Werkzeug, Messer und eine große Feuerstelle.

Plötzlich hörte Timmi ein lautes Poltern in den Rohren. Lassie fing an zu winseln. Gleich musste jemand aus dem Rohr rutschen. Das konnten doch nur die Biker sein, die sich auf seine Fährte gesetzt hatten. „Ach, du meine Güte“, entfuhr es Timmi. „Das darf doch nicht wahr sein. Was machst du denn hier? Ich dachte, du würdest noch schlafen?“ Vor ihm landete nämlich seine kleine Schwester Kati. „Ich bin doch viel kleiner als du“, erklärte sie, „und kann mich viel leichter durch die Rohre hangeln. Außerdem: Wenn es um eine so wichtige Sache geht, kann ich gut auf meinen Schönheitsschlaf verzichten. Ich habe die anderen draußen vor den Garagentoren getroffen. Die meinten, du würdest das alte Versteck der Banditen suchen. Sie haben mir gezeigt, wo du in das Rohrsystem eingestiegen bist und dann war alles ganz einfach. Ich habe Lassie bellen gehört. Ich will dir helfen, das Geld zu finden.“ – „Schön und gut“, sagte Timmi. „Aber hier geht es nicht weiter.“ – „Lass Lassie doch mal schnuppern“, schlug Kati vor. „Komm, Lassie!“, sagte Timmi und führte den Hund an der Wand entlang. „Zeig uns den Schatz!“

Lassie schnupperte und schnupperte und plötzlich schlug sie an. Der Hund bellte und kratzte an der Wand, an der nichts Besonderes festzustellen war. Timmi klopfte jeden Zentimeter der Wand ab, bis er ein hohles Geräusch vernahm. Dort drückte er die Tapete ein und stieß auf einen Kasten mit vielen Knöpfen und Tasten. „Hey, was ist denn das?“, rief Timmi erstaunt. „Sieht aus wie eine Fernsteuerung“, sagte Kati. „Drück doch mal auf den roten Knopf. Als Timmi auf den roten Knopf drückte, öffnete sich die Wand auf der gegenüberliegenden Seite. Von dort konnte man weiter an den Saugrohren entlang klettern. Dabei wurde ihnen immer heißer. Sie gelangten nun der Müllverbrennungsanlage gefährlich nahe. Plötzlich fing Lassie an laut zu bellen. Timmi entdeckte ein Seil, das er zu sich zu ziehen versuchte. Auf einmal ging es nicht mehr weiter. „Verdammt, da hängt etwas Schweres dran“, stöhnte Timmi. „Aber ich schaffe es nicht, es weiter zu mir zu ziehen.“ – „Ich hole Hilfe“, rief Kati und rannte zurück.

Timmi hielt das Seil so fest er konnte. Mit der Zeit wurde es immer schwerer und seine Arme schmerzten. Endlich kamen Nobbi, Tobbi

und die anderen. Sie lösten Timmi ab. Timmi sagte: „Kati, versuch mal durch das Rohr zu klettern. Vielleicht kannst du das lockern, was da festgeklemmt ist.“ – „Gut, ich versuch’s“, meinte seine Schwester. Nobbi hielt das Seil, doch plötzlich flog er auf den Boden. Das Seil war gerissen und der Ballast rutschte hörbar nach unten. Dann loderte eine Flamme durch das Rohr und der Geruch von verbranntem Geld durchzog das Rohrsystem. „Das Geld ist futsch“, stellte Timmi fest. „Wie gewonnen, so zerronnen“, beurteilte Tobbi die Lage.

Timmi schrie: „Kati, ist alles okay mit dir?“ – „Klar doch, ich bin schnell in einen Nebengang gekrochen“, antwortete Kati. Die ganze Mannschaft versammelte sich im alten Versteck der Gelddiebe. Sie sahen traurig aus. Timmi wusste jedoch, wie er sie trösten konnte: „Gar nicht so dumm, dass das Geld futsch ist, immerhin können die Biker es jetzt nicht mehr finden.“ Lachend liefen die Doggies und die Inliner aus der Tiefgarage und traten den Nachhauseweg an.

Juliette und Violette Delerue, Cristina Morisoli und Alessia Pauchard

Das Heidelberger Nachtleben

Wie finden Sie Heidelberg? Was gefällt Ihnen hier am besten?

Juliette Delerue: Heidelberg ist sehr schön, die Leute sind sehr nett, am besten finde ich die Bars.

Violette Delerue: Das Nachtleben gefällt mir am besten.

Cristina Morisoli: Sehr schön. Wir haben hier viele sehr nette Leute getroffen.

Alessia Pauchard: Ich finde, dass Heidelberg eine sehr schöne Stadt ist. Am besten finde ich, dass es viele Kneipen, Discos und Kinos gibt.

Was haben Sie in Ihrer Heimat über Heidelberg gehört?

Violette Delerue: Ich habe gehört, dass Heidelberg eine alte Universität hat.

Alessia Pauchard: Wir wussten, dass Heidelberg eine Universitätsstadt ist.

Was zog Sie nach Heidelberg? Was machen Sie hier?

Juliette Delerue: Wir sind hierher gekommen, um Deutsch zu lernen und weil Heidelberg eine schöne Stadt ist.

Violette Delerue: Eine Freundin von meiner Mutter hat gesagt, dass man in Heidelberg gut Deutsch lernen kann.

Cristina Morisoli: Wir sind nach Heidelberg gekommen, um Deutsch zu lernen.

Was wissen Sie über den Mythos Heidelberg?

Juliette Delerue: Für mich ist Heidelberg eine Universitätsstadt. Sie hat ein schönes Ambiente und ein wunderbares Schloss.

Alessia Pauchard: Viele Studenten, die nach Heidelberg gekommen sind, haben später in ihrer Heimat von Heidelberg erzählt, was für eine phantastische Stadt es ist.

Cristina Morisoli: Die Studenten fühlen sich wohl in Heidelberg: Freiheit, Mädchen, Bier ... Wenn sie dann wieder zu Hause sind, denken sie an die guten Zeiten in Heidelberg zurück.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Violette Delerue: Ich habe drei Wochen lang sehr viel Spaß hier gehabt.

Juliette Delerue: Wir wollen nächstes Jahr wieder kommen.

Cristina Morisoli: Das Schloss und die Altstadt sollte man sicher besuchen. Aber ich finde vor allem das S-Printing-Horse toll.

Alessia Pauchard: Das Besondere an Heidelberg ist für mich die schöne Hauptstraße.

Hans-Martin Mumm

Weltoffenheit und die Sehnsucht nach Jugend

Sind Sie eigentlich Heidelberger?

Hans-Martin Mumm: Der typische Heidelberger ist hier nicht geboren. Ich selbst bin 1970 zum Studium hergekommen.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Hans-Martin Mumm: Die Lage an Odenwald, Ebene und Fluss; das nahezu mediterrane Klima; die unerschöpfliche Geschichte; die grundsätzliche Weltoffenheit.

Was umfasst das Bild von Heidelberg im In- und Ausland?

Hans-Martin Mumm: Schloss, Universität, Homo heidelbergensis, Katechismus, Druckmaschinen, Zement.

Was hat es mit dem Mythos Heidelberg auf sich und wie entstand er?

Hans-Martin Mumm: Der Mythos Heidelberg ist wandelbar und facettenreich. Merian zeigt 1620 eine Stadt bürgerlichen Reichtums und fürstlichen Glanzes; der Romantik ist Heidelberg der Ort der Jugend und der Sehnsucht nach Jugend; die Geistesgeschichte verklärt die Max-Weber- und Karl-Jaspers-Zeit. Wahrscheinlich hat der reale Ort eine solche Anziehungskraft, dass sich an ihn stets neue Mythen anheften können.

Was ist heute für Touristen und Bewohner besonders attraktiv an Heidelberg?

Hans-Martin Mumm: Den Kurzzeitern das Große Fass, der Karzer und der Philosophenweg, allen übrigen nicht endende Entdeckungen: Heiligenberg, Guckkastenwege, Kohlhof, Sammlung Prinzhorn, Taeter Theater, Stadthallenorgel; Tiefburg, Großer Rathaussaal, Print Media Academy; eine Stadtführung mit Michael Buselmeier.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆ LIEBE ◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Birgit Erwin

Die Wölfin vom Wolfsbrunnen

Nicht viele Touristen, die nach Heidelberg kommen, verirren sich an den Wolfsbrunnen. Seine großen Tage sind vorbei. Heute ist er eine halb vergessene Quelle mit einem Namen, der zu groß ist für sein schmales Bett. Mächtig sind nur noch seine Geschichten und da der Wolfsbrunnen ein mitteilbarer kleiner Bach ist, gestattet er müden Wanderern gerne, diesen Geschichten zu lauschen, wenn die Mittagssonne auf dem Wasser tanzt. Nur in der Johannisnacht schweigt seine Stimme. Das Heulen der weißen Wölfin klingt dann einsam durch die Sommernacht.

Es ist schon viele Jahre her, da trieb ein alter Schäfer seine Herde regelmäßig an den Bach, um sie zu tränken. Die Schafe folgten ihm gerne, denn das Wasser war frisch und das Gras saftig. Lämmer tollten am Ufer und die alten Schafe sahen ihnen zu, weideten und blökten zufrieden. Nur ein Schaf, schöner und weißer als seine Gefährten, stand abseits und blickte mit traurigen Augen ins Wasser. „Was fehlt dir, kleines Schaf? Es ist ein herrlicher Tag. Warum siehst du so betrübt aus?“ Das Schaf hob den Kopf und erblickte über sich im Baum ein Amselpärchen. „Ach“, sagte es bekümmert, „meine Brüder und Schwestern sind dumm und vergessen rasch. Aber ich muss immer daran denken, dass an diesem Bach ein Wolf meine Mutter gerissen hat. Für mich schmeckt das Wasser nach ihrem Blut und darum kann ich hier nicht fröhlich sein.“ – „Armes kleines Schaf“, zwitscherte das Amselweibchen mitleidig. „Es ist schon ein Jammer mit den Wölfen, aber wer weiß, vielleicht kann ich dir helfen. Heute ist Johannisnacht, da kommt die Fürstin der Quelle selbst aus den Wassern. Erzähl ihr von dem Unrecht, das dir angetan wurde. Ich bin sicher, sie schenkt dir Gehör.“ Mit diesen Worten flatterten die beiden Vögel davon und das kleine Schaf hörte gerade noch, wie das Männchen schalt: „Dummes Weib, was hast du wieder angestellt?

Weißt du nicht, dass noch nie etwas Gutes aus den Taten der Wasserhexe entstanden ist?“ Doch die Warnung verhallte ungehört. Die plötzliche Hoffnung, den Wolf für den Mord büßen zu lassen, erschien dem kleinen Schaf so verlockend, dass es an nichts anderes mehr denken konnte. Als der Schäfer die Herde am Abend in den Stall trieb, schlüpfte es unbemerkt hinter einen Stein an der Quelle und wartete auf den Sonnenuntergang, der das Erscheinen der Wasserfee ankündigen sollte.

Das kleine Schaf musste eingeschlafen sein, denn als es die Augen aufschlug, spiegelte sich der Mond silbern in der Quelle. Musik erklang, die Wellen teilten sich gurgelnd und eine wunderschöne Frau stieg ans Ufer. Das Wasser perlte in Tropfen über ihren weißen Leib. Einen Augenblick blieb sie vor dem Stein stehen, hinter dem das Schaf kauerte, dann sagte sie mit einem Lächeln: „Willst du nicht zu mir kommen, kleines Schaf, und mir sagen, was dich bedrückt?“ Ihre Augen waren silbern wie die Quelle und ebenso kalt, aber ihre Stimme war freundlich und betörend schön. Mit zitternden Knien kam das kleine Schaf aus seinem Versteck. „Mächtige Fürstin“, begann es, „ich bin gekommen, dir ein großes Unrecht vorzutragen. An dieser deiner Quelle hat ein Wolf meine Mutter getötet. Die Tat ist ungesühnt. Es ist nicht gerecht, dass die Wölfe uns Schafe ungestraft morden. Ich bitte dich, hilf mir, hohe Frau.“ – „Wie stellst du dir das vor, kleines Schaf? Ich habe keine Macht über die Wölfe. Sie unterstehen meinem Bruder, dem Herrn der Wälder.“ Das Schaf ließ den Kopf hängen. Eine Träne löste sich aus seinen sanften Augen und tropfte ins Wasser. Die Fürstin der Quelle blickte ihr nach und ihre silbernen Augen wurden dunkel wie das Meer. Endlich sagte sie: „Deine Klage ist berechtigt, daher will ich dir die Möglichkeit geben, deine Mutter zu rächen.“ – „Aber ich bin viel zu schwach dafür“, protestierte das kleine Schaf. „Vergiss nicht, ich bin die Herrin des Wassers“, sagte die Hexe kalt. „Mit einem einzigen Wink kann ich deiner Träne befehlen, der Quelle Zauberkraft zu verleihen. Trink aus ihr, ehe der erste Sonnenstrahl hervorbricht und du wirst die Macht haben, die du dir wünschst.“ Mit diesen Worten sank die Wasserfee auf den Grund der Quelle und nur ihr Lachen hallte noch einen Augenblick über den Wellen. Das Schaf zitterte am ganzen Körper und als es in das Wasser blickte, glaubte es, auf dem Grund der Quelle ein Gesicht zu sehen und eine lockende

Stimme raunte: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Einen Augenblick zögerte das kleine Schaf, dann beugte es sich tiefer und ließ ein paar Tropfen des Wassers seine Lippen benetzen. Im selben Augenblick ging ein Ziehen und Reißen durch seinen Körper. Vor Angst wollte es laut blöken, doch alles, was aus seinem Maul kam, war ein dumpfes Grollen. Aus dem kleinen Schaf war eine prächtige, schneeweiße Wölfin geworden.

Die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag lief das kleine Schaf so schnell es konnte, um den Wald der Wölfe, der damals noch dicht und dunkel wuchs, zu erreichen. Mit jedem Schritt wurde ihm deutlicher, wie tief die Veränderung ging, die der Zauber der Hexe bewirkt hatte. Bald fiel es ihm schwer, sich zu erinnern, wie schwach und ängstlich es einmal gewesen war. Als der Wald der Wölfe vor ihm auftauchte, war es überrascht, dass in seinem Herzen keine Furcht war. In diesem Augenblick begriff das kleine Schaf, dass es nicht nur äußerlich eine Wölfin geworden war. Eine Witterung stieg der Wölfin in die Nase, die ihr gleichzeitig fremd und vertraut vorkam. Noch ehe sie entscheiden konnte, ob sie fliehen sollte, trat ein mächtiger schwarzer Wolf aus dem Unterholz. Ihre Blicke trafen sich. Einen Augenblick lang war die Wölfin sicher, dass er ihren Zauber durchschaute, doch dann wurden seine gelben Augen mit einem Mal ganz sanft. Er trat näher und rieb seine Flanke an ihrem Leib. „Du bist schön, fremde Schwester. Woher kommst du?“ – „Von weit“, schnurrte die weiße Wölfin heiser, während ihr heiße und kalte Schauer durch den Körper rieselten. Sie fühlte sich wild und frei. „Bleib bei mir“, raunte der Wolf und leckte ihr mit der Zunge sacht über die Schnauze. Und die weiße Wölfin blieb.

Einen Sommer lang streiften sie gemeinsam durch die Wälder. Erst als die Ränder der Blätter sich verfärbten und die Hörner der Jäger durch den Wald hallten, trennten sich ihre Wege für kurze Zeit. Die weiße Wölfin verbarg sich im sicheren Unterholz und wartete auf die Rückkehr ihres Gefährten. Die Sonne schien warm auf ihren Pelz. Sie lauschte auf den fernen Klang der Jagd und die Stimmen des Waldes. Plötzlich spitzte die Wölfin die Ohren, denn das aufgeregte Vogelgezwitscher über ihrem Kopf klang ihr vertraut. Es erinnerte sie an die halb vergessene Zeit vor ihrer Verwandlung, als sie noch ein Schaf gewesen war. Sie spähte in die Zweige und wirklich erkannte

sie das Amselpärchen, das ihr damals von der Wasserfee erzählt hatte. Ein Gefühl von Angst, das sie sich nicht erklären konnte, strich wie ein eisiger Windhauch über ihre Seele. „Endlich haben wir sie gefunden. Weiß denn das dumme kleine Schaf nicht, dass es mit dem Wolf lebt, der ihre Mutter zerrissen hat?“, piepste das Weibchen und schlug aufgeregt mit den Flügeln. Und das Männchen schalt: „Still, sei doch still, Weib!“ Der Wölfin wurde kalt vor Entsetzen. Sie versuchte sich einzureden, dass ihre Vergangenheit nicht mehr wichtig war, aber das Bild ihrer glücklichen Lämmertage in der Obhut ihrer Mutter war plötzlich so lebendig wie lange nicht mehr. In diesem Augenblick trat der schwarze Wolf aus dem Gehölz. Er hinkte und über seine Flanke lief Blut. Die Wölfin sah ihm lange in die Augen und noch einmal durchlebte sie den Schmerz, den sie als Lamm gefühlt hatte, als sie mitangesehen hatte, wie dieses Raubtier ihre Mutter zerfleischte. „Du bist es wirklich“, flüsterte sie und trat auf ihn zu. Sie leckte seine Wunde. Dann grub sie ihre Zähne tief in seine Kehle. Als das Blut nicht mehr floss und der Glanz seiner gelben Augen erloschen war, hockte sie sich neben ihn und erhob ihre Stimme zu einem lang gezogenen klagenden Heulen.

So kam die Nacht und mit der Nacht kam der Fürst des Waldes, den die Wasserfee den Herrn der Wölfe genannt hatte. Mitleidig legte er seine Hand auf den weißen Nacken der Wölfin und in seinen grünen Augen schimmerten die Tränen wie Tau. „Nun hast du Rache geübt, kleine Schwester. Du hast meinen stolzesten Sohn ermordet.“ Die Wölfin entblöste ihre Kehle und flüsterte: „Töte mich dafür. Es wäre eine Gnade, denn ich habe ihn geliebt.“ – „Ich weiß“, entgegnete der Fürst der Wälder traurig, „und darum wirst du leben.“ Oft ist seither Jagd auf die weiße Wölfin gemacht worden, doch es liegt ein Zauber über ihr, der sie unverwundbar für Kugeln und Fallen macht. Nur in warmen Johannisnächten, wenn der Mond sich in der Quelle spiegelt, kehrt sie an den Wolfsbrunnen zurück. Und wenn eine menschliche Frau ihr Heulen hört, dann weint sie – denn sie weiß, dass sie ihren Liebsten verlieren wird, noch ehe der Herbst die Wälder färbt.

Ernst F. Grillinski

Die Ernstfried-Saga

1. Der Thermalbad-Casanova

Es ist Sommer. Das Heidelberger Schloss, hoch über der Altstadt in die Flanken des Königsstuhls eingepasst, leuchtet sandsteinrot unter blauem Himmel. Trotz hoher Ozonwerte herrscht buntes Treiben auf der Liegewiese am Neckarufer. Kein Quadratcentimeter Rasenfläche bleibt ungenutzt und sei es nur als Aschenbecher. Über Frisbees, Sonnenbadenden und glücklich schreienden Kindern schwebt ein Duft von Sonnenöl, fein abgemischt mit Grillgeruch. Auf der anderen Flussseite – das gemütliche Thermalbad. Mit seinen lang gezogenen scheunenartigen Umkleidegebäuden wirkt es wie ein Nachruf auf eine gute alte Zeit.

Und nun: Auftritt Ernstfried, Anfang dreißig, mittelschwer, mittelgroß, mittelblond. Er steht am Beckenrand und sondiert die Lage. Ja, das könnte ein erfolgreicher Tag werden. Nach zwanzig Bahnen Kraul – keine Gnade für kindliche Querpaddler und Dümpel-Omas – nimmt er einen tiefen Atemzug und taucht den Grund entlang. Dann ein kurzes Anspannen am Beckenrand, und hopp. Schon reckt sich der deutsche Adonis wieder in der Sonne und lässt das Wasser von gut ausgebildeten Muskeln abperlen. Mucho Muskel, mucho Macho – scheiß auf den Dreier vor der Null, dein Alter sieht dir keiner an, mein Junge.

Kontrollgang ist angesagt. Wie ein Fischer seine Netze, hat Ernstfried Badetücher auf der Liegewiese ausgeworfen, gelb mit schwarzen Streifen, knapp vier Euro das Stück bei Aldi. Bei Tuch eins, zwei und drei keine besonderen Vorkommnisse, doch da, beim vierten, räkelt sich eine Schönheit auf ihrer Badematte. Langes schwarzes Haar, lange braun gebrannte Beine. „Das Wasser ist toll heute, kann ich nur empfehlen.“ Ein kurzes Aufblicken, der Anflug eines unverbindlichen Lächelns, dann versinkt sie wieder in ihre Lektüre. Erste Altersschätzung: Mitte bis Ende Zwanzig. Bikini von Chic & Anmut, aber so wie die gebaut ist, kann sie alles tragen. „Ich finde es bewundernswert, wenn jemand im Schwimmbad liest. Das Geschrei und die

dauernden Störungen würden mich total nerven.“ Ohne den Kopf zu heben, bestätigt sie: „Ich würde es tatsächlich vorziehen, in Ruhe zu lesen.“ „Oh, tut mir Leid. Wie unhöflich von mir.“ Sagt es und springt auf, verharnt und druckst herum wie ein kleiner Junge. „Eine Frage noch.“ – „Bitte!“ – „Ist ein bisschen penetrant, aber hast Du Lust auf Eis?“ Dabei präsentiert er ein Lächeln, wie es der liebe Gott nur selten verschenkt. Wie soll frau dieser Mixtur aus „großer Junge“ und „kecker Draufgänger“ widerstehen. Die Schönheit lacht und lässt ihr Buch Buch sein. „Okay, warum nicht. Wir gehen Eisessen.“ Unterwegs deutet sie in die Runde. „Da teilen einige Leute Deinen eigenartigen Geschmack. Gelb-schwarz scheint in zu sein.“ – „Tatsächlich“, staunt Ernstfried. „Ich bin halt ein Dutzendtyp.“

Am Eisstand ein für diese Jahreszeit typischer Mutter-Sprössling-Disput. „Mama, ich will so eins mit Walnuss und Schokolade!“ „Das ist doch zu groß, das kannst du doch gar nicht alles essen. Ich kauf dir lieber ein schönes Kinderhörnchen.“ „Ich will aber so eins!!“ „Nachher schmeißt du wieder die Hälfte weg. Das kennen wir doch schon.“ „Ich will aber!!“ Ernstfried beugt sich zu dem Jungen runter. Einsfüfundachtzig lächeln den laufenden Meter an. „Du hast vollkommen Recht, bist ja schon viel zu groß für ein Kinderhörnchen. Kennst du übrigens die Geschichte vom Kinderhörnchenmonster?“ Diese plötzliche Intervention kommt für beide Parteien völlig unerwartet. „Neee, wie geht denn die?“ – „Du, ich hab davon auch nur in der Zeitung gelesen. Da soll das Kinderhörnchenmonster, du weißt doch, das hinter dem letzten Gletscher wohnt und sich von Kinderhörnchen ernährt, das soll sich das letzte Mal, wo es so eins gegessen hat, einen seiner Zauberzähne ausgebissen haben. Und jetzt sucht es ganz verzweifelt danach. Sonst ist es nämlich nur noch zehn Meter groß und kann sich nicht mehr in einen Roboter verwandeln. Ja, und der Zahn soll in einem Hörnchen stecken. Ein Glück für das Monster, dass Du schon zu groß dafür bist, Du siehst nämlich aus wie einer, der den Zahn finden könnte!“ „Mama, ich will ein Kinderhörnchen!!“ Die Mutter versteht die Welt nicht mehr. „Nein, du kriegst jetzt ... Aber du musst es aufessen.“ Endlich ist die Theke frei. „Nun, meine Liebe, möchtest du vielleicht ein Kinderhörnchen? Du scheinst mir eine zu sein, die Zauberzähne findet.“ Seine potenzielle Eroberung schaut belustigt und erstaunt zugleich. „Schoko-Ono

Mandel bitte, sag mal, hast du Kinder?“ „Zweimal Schoko-Ono. Nein, aber mein Bruder. Ich bin der liebe Onkel. Ansonsten heiße ich Ernstfried.“

Auf dem Tisch eine halb leere Flasche Rotwein, zwei Gläser und eine Kerze. Sting singt leise eine melancholische Ballade. „Zieh ... dich ... aus!“ Ernstfried lässt diese Worte genüsslich auf der Zunge zergehen. Am Türrahmen lehnt seine Eroberung, erwartungsvoll. Langsam beginnt sie sich zu entkleiden, Teilchen für Teilchen, Reißverschluss für Reißverschluss, Knopf für Knopf. Es ist ein Fest, ihr dabei zuzusehen. „Und jetzt zieh mich aus!“ Beider Atem geht schwer. Ernstfried drückt sie an sich, ganz fest, und schickt seine Finger auf Erkundung. Langsam! „He, du bist ja richtig liebevoll.“ – „Du hast ja auch eine Haut zum Streicheln.“ Sie sucht seinen Mund. Er spürt ihre festen Brüste. Sie nimmt sein Glied, das steif und bereit ist. Er stöhnt, drückt ihre Schenkel auseinander. „Nicht so!“ – „Wie, nicht so?“ – „Ich meine nicht ohne Prser. Du, das wär mir zu heiß.“ Ernstfried richtet sich auf. Igitt, Gummi! „Keine Sorge, mein Test war negativ. Ich passe schon auf.“ – „Ein Treffer reicht. Also, entweder oder.“ – „Ich hab‘ aber keine hier.“ Die Wahrheit: Er hasst die Dinger. Scheiß auf Aids, meist hat man doch Glück, die Statistik und so. „Moment, ich hab welche in meiner Tasche.“ Sie steht auf, kramt in ihren Sachen, kommt mit einer ganzen Kollektion Verhterli zurück. „Verdienst du dir damit Dein Studium?“ „Quatsch, ich war heute in der Drogerie. Hier, probier den mal.“ Er ist grün. „h, hast du’s nicht größer?“ – „Vielleicht den hier? Auf der Packung steht, er sei extrem dehnbar, reißfest und doch angenehm zu tragen.“ – „Rot ist ja eigentlich nicht meine Farbe, aber gib halt her.“ Und nach kurzem Gefummel: „Das Mistding rutscht immer wieder zurück, ist wahrscheinlich auch zu klein. Igitt, und wie das klebt!“ – „Nur nicht aufgeben, wir finden schon was in deiner Größe. Wie wär’s zum Beispiel mit diesem Modell. Passend zu deinen blauen Augen.“ – „Also, so was kann ich doch nicht anzieh’n. Außerdem sind meine Augen stahlblau und nicht babyfarben. Okay, gib halt her!“ Doch die Modenschau hat seinen besten Freund ermüdet: „Mist!“ – „Keine Sorge“, beruhigt die Schöne, die ein Kichern nur mühsam unterdrücken kann, „mit den richtigen Handgriffen ...“ – „Aaaah.“ – „... und dem richtigen Rhythmus kriegen wir das schon wieder gerade.“

Wunder des Lebens. Lob dem Weibe. „Na also, sitzt wie angegossen. Die Farbe steht dir.“

Später dann, nach Dusche und Espresso, nach ein bisschen Quatschen und ein paar letzten Zärtlichkeiten, solange die Tür noch zu ist, fragt er: „Wie wär’s, wollen wir am nächsten Wochenende ins Kino gehen?“ Ihre schwarzen Haare glänzen wie gelackt, eine Strähne hängt ihr ins Gesicht: „Vielleicht.“

2. Wink mit dem Taktstock

Zwei- oder dreihundert Holzstühle stehen dicht an dicht im Halbkreis vor einer kleinen Bühne. Die Notenpulte warten geduldig, sie kennen das Spektakel schon. Ernstfried nicht, er ist zum ersten Mal hier. Ein Mann wie er sollte sich auch etwas Kultur antun, hat er sich gesagt und seine Flamme von der Liegewiese gleich mitgenommen.

„Sind diese Stühle noch frei?“ Natürlich hockt da ein hübsches Mädel, reine Gewohnheit. „Hallo, kann ich mal einen Blick in Ihr Programm werfen? Danke.“ Pfui, meldet sich der gute Ernstfried. Aus! Mach Platz! Du bist schließlich nicht allein da. Aber ich will doch nur spielen, antwortet der andere, der böse Ernstfried. Die sieht doch einfach süß aus. Unser Held nimmt dankend das Programmblatt und beginnt zu lesen, doch außer dem Wort „Sinfonie“ kommt ihm nichts bekannt vor: Allegro vivace, Moderato espressivo, Zwölfton-Reihe. Da musste er doch in der Schule gefehlt haben. „Mensch, Sabine, das klingt ja total interessant. Ich bin bloß gespannt, ob die das hinkriegen!“ Plötzlich geht ein Raunen durch die wartende Menge – das Orchester naht. Mit ernsten Mienen nehmen die Musiker auf der Bühne Platz und vollziehen das Ritual des Stimmens. Eine kurze, erholsame Pause, dann – Applaus – der Dirigent. Dann Stille, meditatives Sich-Versenken, Heben des Taktstocks und – los.

Während die Abendsonne warmes Rot über die Fassade des historischen Gemäuers schmiert und weiß glitzernde Flugzeuge den Himmel teilen, schleifen, schlängeln und kratzen die Musiker auf ihren Instrumenten, dass manch ein Rudel Katzen vor Neid das Fell verlieren würde. Mit unbändigem Temperament trägt der Dirigent seine Truppe von Takt zu Takt. Ernstfried ist hin- und hergerissen:

Lachen oder Schreien? Allerdings scheint der Rest der Welt anderer Meinung. Versunken lauschen alte Damen, euphorisch flüstert ihm seine Nachbarin zu: „Sind sie nicht fantastisch?“ – „Oh ja?“, raunt Ernstfried zurück und zweifelt an seinem Gehör.

Langsam versinkt die Sonne hinter den Giebeln des Schlosses, das sich ansonsten wenig um das Spektakel kümmert. Desinteressiert am Treiben des Menschengewürms starren Heldenfiguren auf den Mauersimsen unverwandt in die Ferne. Es wird schattig. Ein leichter Wind kommt auf, will mitspielen. Vor allem die am Rand sitzenden Musiker haben ihre liebe Not mit den Noten, da es ihnen die Seiten immer wieder verschlägt. Eben gerät die zweite Geige ins Hintertreffen, als ein kräftiger Luftstoß sie aus der Verlegenheit rettet: Jäh um seine Partitur gebracht, grapscht der Dirigent in der Luft herum – vergeblich. Ein Cellist, der die Situation noch nicht begreift, versucht irritiert den Armbewegungen zu folgen. So plötzlich aus der Kontemplation gerissen, beobachtet das Publikum die nun folgende wilde Hatz, ungläubig, unbewegt.

In Ernstfried aber erwacht das Kind im Manne. Er springt auf, stolpert über die Nachbarn, grapscht die Seiten aus der Luft, erwischt sie beim Tiefflug am Boden und zerrt einige, besonders kecke Blätter unter Stühlen und Röcken hervor. Unter donnerndem Applaus schreitet er ans Pult und legt seine Lose-Blatt-Sammlung in die Hände des Tränen überströmten Dirigenten. Wieder am Platz, schenkt ihm die schöne Nachbarin einen geradezu unglaublichen Augenaufschlag: „Du bist ein Held!“ Dabei leckt sie sich ihre vollen roten Lippen und lässt ihr Kleid etwas über die Schultern rutschen.

Ganz offensichtlich hat er hier Chancen, wäre da nicht Sabine. Blitze schießen aus ihren Augen. Ernstfried kann nur staunen – es sind tatsächlich echte Blitze! Einer schlägt neben seinem Stuhl ein, dass es nur so kracht. „Wage es nicht! WAGE ES NICHT!!!!“ – „Aber so hör doch, Sabine. Sie ist einfach Sahne. Würde es Dich nicht aufgeilen, wenn ich Euch beide ...?“ Doch kaum war der Satz ausgesprochen, da wachsen seiner Derzeitigen Spinnenarme mit grauisigen Klauen, die auf- und zuschnappen. Frau Nachbarin ihrerseits wird größer und größer – oder schrumpft Ernstfried zusammen? – bis er ihr unter den Rock schauen kann. Sie trägt kein

Hörschen und mit letzter Kraftanstrengung gelingt es ihm, in die Scheide zu schlüpfen. „Schmatz“, macht sie und schließt sich.

Mit einem Ruck fuhr Ernstfried aus dem Schlaf hoch. „So ein Scheiß!“ Was für ein Alptraum. Okay, da war dieses misslungene Konzert am Abend vorher. Und dann? Neben ihm rührt sich etwas. Da liegt ein blonder Haarschopf. Birgit? Melanie? Anke? Sabine ist das jedenfalls nicht. Überhaupt, die war doch letztes Jahr. Und auch nur für einen Sommer lang.

„Mann, ich verliere den Überblick“, flüsterte er im Halbdunkel. Brauchte er eine Art Buchhaltung? So eine Art doppelte Popführung, Eingänge/Ausgänge mit Überschussbilanz? „Oh Mann, das ist doch kaputt.“ Was hatte Sabine zum Abschied gesagt: „Du hast bloß Schiss, dich mal festzulegen.“ Er hatte gelacht. Wozu binden, wenn man sie alle haben kann? Aber vielleicht war doch was dran. Denn eigentlich passierte nicht wirklich was Neues.

„Ulrike!“ Natürlich, neben ihm lag Ulrike aus der Öko-Bäckerei. Oder war es vielleicht doch Fatma? Die hatte sich doch auch die Haare blondieren lassen. „Eh, ich bin echt krank. Ich fasse es nicht.“ Nein, so konnte es nicht weitergehen. Ja, er war bereit für die Liebe. Her mit den neuen Erfahrungen. Wenn ihm nur einfiele, wer da neben ihm liegt. Dann könnte er mit der vielleicht anfangen? Aber nein, so ging das nicht. Es musste irgendwie romantisch sein. Bloß – wie funktionierte echte Romantik eigentlich. Leise stand er auf und legte sich auf die Couch im Wohnzimmer.

3. Der Zahn der Zeit

Eines Morgens zuckte Ernstfried ein stechender Schmerz durch den Kiefer. Der heiße Kaffee, sonst ein Genuss und absolut notwendig gegen die Morgens-Aufstehn-so’n-Scheiß-Laune, stach wie eine glühende Nadel ins Fleisch. Unten rechts, wie die Dentisten sagen. Alles Ignorieren und Abwarten änderten nichts. Die unselige Neigung der Zunge, den empfindlichen Bereich intensiver zu untersuchen, tat ihr Übriges und Ernstfried ließ sich einen Termin geben.

Spät am Nachmittag war die Zahnarztpraxis ziemlich voll und den einzig freien Sitzplatz bot ein Schaukelpferd. Alles Glück der Erde,

dachte er mit ungewohnter Heiterkeit und nahm Platz. Heiße, ging's dahin, vor und zurück, vor und zurück. Nach dieser Übersprungshandlung fiel sein Blick auf zwei ... Beine. Mein Gott, das waren aber auch Beine ... Schwarze Seide lenkte den Blick in Schwindel erregende Höhen. Figur recht nett, sinnliche Lippen. Nicht wirklich hübsch, und irgendwie doch. Ach, was sollte das denn schon wieder? Immer die alte Masche. Er saß hier mit Zahnschmerzen und hatte völlig vergessen, seinem Chef Bescheid zu sagen. Schnell kramte Ernstfried sein Handy raus. „Ja, Zahnarzt. Nein, ich nehme einfach einen Tag frei, keine Ahnung wie lange das dauert. Ja, Danke.“

„Därrr Nächste bitte!“ Ein Lautsprecher schnarrte. Die Dame, die zu den Beinen gehörte, schaute auf. Schon wollte er ein gewinnendes Lächeln aufsetzen, da kam ihm ein fürchterlicher Gedanke. Doch wohl nicht er? Nicht jetzt schon? Er war noch nicht bereit. Nein! Doch schon stand eine Arzthelferin an der Tür. „Würden sie bitte mitkommen!“ Topfpflanzen bemühten sich, dem Behandlungsraum eine gewisse Behaglichkeit zu vermitteln. Vergeblich. „Schön weit aufmachen!“ Auf einem Beistelltisch lagen allerlei Instrumente angeordnet, denen trotz ihrer Verschiedenheit eines gemeinsam schien: Sie würden wehtun.

„Aaaah!“ – „Schön weit aufmachen!“ forderte kalt der Mann in Weiß. Eine Metallspitze klopfte an seinen Zähnen herum, bis sie ihr Ziel fand: Karies. „Aaaaahh!“ – „Schön weit aufmachen!!“ Langsam rutschte Ernstfried im Stuhl nach unten. „Schön weit aufmachen! Das piekst jetzt kurz und ist gleich vorbei.“ Ein stechender Schmerz und Ernstfried spürte entsetzt, wie die Injektionsnadel seinen Unterkiefer vollständig durchbohrte. Taubheit ergriff Zunge und Lippen. Speichel sammelte sich, während die Assistentin mit ihrem Sauger die Zunge gegen die Luftröhre quetschte. Husten oder Kotzen, das war nun die entscheidende Frage. „So, jetzt noch polieren. Na, war doch gar nicht so schlimm.“ Ernstfried stakste aus dem Behandlungsraum, die Zunge schwer wie Blei. Das fantastische Paar Beine stolperte ihm entgegen, mit verhuschtem Gesichtsausdruck und einer erotischen Ausstrahlung wie eine Packung Kekse. Vor dem Zahnarzt waren alle gleich.

Als hätte der Onkel Doktor ihm im Hirn herumgebohrt, wankte Ernstfried aus dem Haus. Er wollte nur eines: ganz schnell weg. Aber

wo war sein Fahrrad? Ah, das da musste es sein. Während seine Zunge tumb im Mund herumleckte, tasteten die Finger nach dem Zahlenschloss. Verdammt, wie war doch die Kombination? 1234? Der Geburtstag von Eric Clapton? Oder der seiner Mutter? Mit leisem Klick öffnete sich bei Clapton das Schloss. Erster Gedanke: nach Hause. Zweiter Gedanke: wozu? Die Backe würde ihm überall wehtun, zu Hause wartete niemand darauf, ihn zu trösten. Also konnte er sich auch selbst ein bisschen Trost verschaffen. Man gönnt sich ja sonst nichts. Um sein Gleichgewicht kämpfend radelte Ernstfried zu seinem Lieblingsplattenladen in Bergheim. Es hatte kurz zuvor geregnet und die frische Luft tat ihm gut. Als er bei dem Laden ankam, machte Ernstfried beim Abschließen des Rads eine Entdeckung: Es war gar nicht seins – es sah ihm zwar ähnlich, sehr ähnlich sogar, aber es war nicht seins.

„Oh, Scheiße“, murmelte er und dachte: Oh, Scheiße! Was tun? War er jetzt ein Dieb? Entschuldigen sie, ich dachte, es wäre mein Rad, und da habe ich das Schloss geknackt. Klang das glaubhaft? Und das Teil einfach stehen lassen und von nichts wissen? Nee, das war jetzt dann doch nicht sein Stil. Außerdem musste irgendwo an der Zahnarztpraxis sein eigenes Rad stehen. Doch als Ernstfried dort ankam, war sein Drahtesel nicht zu finden. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in die Praxis zu gehen, den Fall zu schildern, das Kichern der Helferinnen zu ertragen und seinen Namen zu hinterlassen. Dann schnappte er das Unglücksrad und düste endlich zum Plattenladen.

Bald war er völlig in eine Clapton-CD vertieft. Doch mitten im schönsten Solo ... Krcks, Krcks, Krcks. Höchst bedauerlich. Diese CD war offenbar schadhafte. So was kommt eben vor. Ernstfried wollte gerade die Lade des Players herausfahren, da ... „Entschuldigen Sie mal, auf diesem Gerät höre ich gerade!“ Verdammt, hatte er den falschen Knopf ... „Verzeihen Sie, aber ich bin heute nicht ganz bei mir.“ Irgendwie kam ihm das Gesicht bekannt vor. Nicht besonders hübsch, aber irgendwie ausdrucksstark. Mensch, das waren doch die Beine. „Sind wir uns nicht vor etwa einer Stunde beim Zahnarzt begegnet?“ Das Gesicht schnitt eine Grimasse. „Stimmt. Schrecklich. Wissen sie, ich habe furchtbare Angst vorm Zahnarzt und brauche immer extra starke Spritzen.“ Ernstfried nickte. „Geht mir genauso.“

Und dann war ich so beduselt, dass ich das falsche Fahrrad aufgeschlossen habe. Zahlenkombination, so ein Geburtstag, wissen sie. Und jetzt habe ich ein Rad, das mir nicht gehört und meins ist weg.“ Die Dame nickte zustimmend. „Ging mir ähnlich. Bloß habe ich mir so eine wahnsinnige Formel für die Kombination ausgedacht. Vor lauter Spritzendusel kam ich mit der Schaltung kaum zurecht.“

Ernstfried kriegte heiße Ohren. „Die Kombination lautet nicht zufällig 3345?“ Große Augen gegenüber. „Doch, doch. Woher wissen Sie das.“ – „Weil das Claptons Geburtstag ist. Und dann habe ich also ihr Gerät ...?“ Entgeistert stürzten beide hinaus. Tatsächlich. Da standen die beiden Räder, friedlich nebeneinander, sehr ähnlich, aber eben doch nicht ganz gleich. Sichtlich verlegen, stotterte Ernstfried: „Also, da ich sozusagen damit angefangen habe, darf ich sie zu einem Kaffee einladen. Hier um die Ecke ist die Stadtbücherei, da ist es ganz nett.“ – „Ach was, das hätte mir wohl genauso passieren können. Aber ich nehme gerne an.“ Von hinten kam der Kommentar: „Es wäre schön, wenn sie vorher noch die CDs bezahlen würden. Haben sie die Alarmanlage nicht gehört?“ Erst jetzt wurde ihnen bewusst, dass sie nicht mit leeren Händen hinausgestürzt waren. „Das gibt es doch gar nicht“, lachte Ernstfried. „Jetzt sind wir auch noch Ladendiebe geworden.“ – „Eigentlich sollten wir dann Du sagen. Ich bin die Kirsten.“ – „Und ich der Ernstfried.“

4. Späte Einsicht

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, wie geschaffen für einen schönen Spaziergang mit anschließendem Besuch in einem netten Bistro. Normalerweise hätte Ernstfried eine solche Gelegenheit genutzt, um seinen Bekanntenkreis – seinen weiblichen wohlgemerkt – zu erweitern. Nach einem Vorfall in dieser Richtung vor ein paar Wochen hatte Kirsten ihm allerdings ziemlich die Hölle heiß gemacht, dieser Programmpunkt war vorläufig gestrichen. Aber heute hatte er ohnehin ein anderes Thema als die Libido. Ehrlich gesagt war die ihm momentan sogar scheißegal.

Und so schlenderte er nicht mit einer langbeinigen Schönheit, sondern mit Karl, seinem alten Herrn, durch den Schwetzingen Schlosspark.

Die Laubbäume trugen ein farbenprächtiges Herbstkostüm, rostrote Blätter lagen auf dem Rasen und die im Gesträuch versteckten griechischen Skulpturen und Tempelchen des barocken Parks schienen bereits in moosig-kalten Schlaf versunken. Das Jahr neigte sich dem Ende zu. „Ist das nicht wunderschön?“, fragte der Vater und nahm einen tiefen Atemzug. Ein Hustenanfall war die Folge. Ernstfried kickte gedankenverloren einen Kieselstein aus dem Weg. Ohne den Vater anzusehen, meinte er: „Ich habe mit Mutter gesprochen. Und deinem Arzt.“ Karl lachte trocken. „Dachte mir schon, dass du mir nicht von deiner neuen Flamme erzählen wolltest. Sie heißt Kirsten sagte deine Mutter.“ – „Sie sagte mir etwas von einem Schatten auf der Lunge. Das ist schon ein guter Grund für ein Treffen – oder nicht?“ Ein weiterer Hustenanfall unterstrich den Ernst der Lage. Als er wieder Luft bekam, antwortete sein Vater: „Ein Schatten auf der Lunge ist ein beschissener Grund.“

Mit einem Ruck blieb Ernstfried stehen und nahm ihn bei den Schultern. „Warum gehst du nicht ins Krankenhaus und lässt das abklären? Gerda macht sich Sorgen.“ Bewegt, doch gefasst drückte der Ältere die Hand seines Sohnes. „Ich kenne die Antwort einer Biopsie so gut wie du. Zwei Schachteln pro Tag ein Leben lang. Noch vor ein paar Monaten hätte ich Stein und Bein geschworen, dass mich das nichts angeht. Aber jetzt weiß ich, dass eine schwere Zeit auf mich zukommt. Und auf Gerda.“ Gegen den Klob im Hals ankämpfend polterte Ernstfried los: „Mensch, Karl, so kenne ich dich ja gar nicht. Du wirst doch wohl nicht aufgeben, bevor es richtig angefangen hat. Wo bleibt dein Kämpferherz?“ Ein Blatt segelte in weiten Schwüngen langsam zu Boden. Mücken tanzten in der wärmenden Sonne. „Das verstehst du noch nicht, Junge. Erst mit dem Alter kommt das Gespür für den Tod. Und das Wissen, dass man für Fehler irgendwann bezahlen muss.“ – „Stopp, die Medizin kann heute sehr viel. Und du bist erst Mitte 60. Du gehst verdammt noch mal nächste Woche ins Krankenhaus und lässt dich checken.“ Bewegt lächelte sein Vater. „Na, wenn es denn sein muss. Aber jetzt hör auf, so ein Geschiss um mich zu machen. Lass uns diesen Tag genießen. Er ist einfach zu schön für Trübsinn.“

Es sollte das letzte Mal sein, dass der alte Herr seinen geliebten Schlosspark besuchte. Er unterzog sich der Biopsie und das Ergebnis

war niederschmetternd: Ein kleinzelliges Bronchialkarzinom, inoperabel gelegen, war schlichtweg die Ankündigung eines bevorstehenden Todes. Der einst drahtig wirkende Mann begann mit ungeheuerlicher Geschwindigkeit zu verfallen. Nach vier Wochen konnte Karl trotz der anlaufenden Chemotherapie kaum noch aufstehen und wurde in die Heidelberger Thoraxklinik eingewiesen. Schon zwei Tage später fiel er in Bewusstlosigkeit. Es begann eine Zeit des Wartens am Sterbebett. Gerda weinte, forderte einmal ihren Mann auf zu kämpfen – „Nicht aufhören, atme, atme!“ – und bat dann wieder wen auch immer, ihn bald zu erlösen. Ob er von all dem etwas mitbekam? Karls Atem ging stoßweise, Luft bekam er nur noch über Schläuche. Von Zeit zu Zeit saugte eine Schwester Schleim ab oder spritzte dem plötzlich Stöhnenden ein Schmerzmittel.

Obwohl Kirsten den alten Herrn nie kennen gelernt hatte, ließ sie Ernstfried nicht allein. Sie kam, besorgte Decken, wenn es abends kalt wurde, organisierte etwas Warmes zu trinken, eine Kleinigkeit zu essen. Und sie wischte dem Sterbenden ganz selbstverständlich mit einem feuchten Tuch über die Stirn. Ob er spürte, dass da jemand Fremdes war? Wo war Karl jetzt gerade. Und wo würde er hingehen? So urplötzlich, wie diese Stunden gekommen waren, so langsam verstrichen sie. Immer wieder stockte der Atem, um wieder einzusetzen. Es ging auf vier Uhr morgens zu, als ein gurgelndes Geräusch Ernstfried veranlasste, einmal mehr die Schwester zu holen. „Könnten sie bitte wieder absaugen?“ Doch sie antwortete ernst: „Ich hole den Arzt. Es geht vorbei.“ Nur wenige Minuten später hatte Karl es hinter sich. Mit dem Leben wich die letzte Farbe. Kirsten fuhr Ernstfried und seine Mutter in Ernstfrieds Wohnung. Leise weinend holte Gerda eine Flasche Wein aus seinem Kühlschrank. „Auf Karl!“ Als die Gläser klirrten, konnte auch Ernstfried seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Wie gut war es, dass Kirsten hier war. Sie stellte ihr Glas auf den Tisch und nahm ihn in den Arm. „Jetzt glaub bloß nicht, dass du dich bei mir auch gleich noch einmieten kannst“, frozzelte Ernstfried immer noch schluchzend. „Du räumst besser schon mal deinen Kleiderschrank frei. Sonst erfährt bald die ganze Stadt, dass der starke Ernstfried eine Heulsuse ist,“ sagte Kirsten. „Miststück“, rief er aus und zog Kirsten ganz fest an sich – traurig, irgendwie leer und erschöpft, doch gleichzeitig auch voller Wärme. Wo immer sein Vater

jetzt war, Ernstfried hoffte, dass er das mitbekam. Er hob sein Glas.
„Auf Karl!“

Michael Santak

Die Liebe in Heidelberg

Robby musste wohl vor der Glotze eingeschlafen sein. Ein kleines Mädchen war von einem Sexgangster entführt worden. Er stemmte sich aus dem Sessel hoch, schaltete das Gerät ab und wollte ins Bett – schließlich hatten sie vor, morgen eine Couch zu kaufen und er musste vorher den VW-Bus von seiner Band in Königstein abholen, am besten mit dem Fahrrad. Als er an Markos Zimmer vorbeikam, machte er leise die Tür auf und sah seinen Kleinen friedlich schlafen. Er ging ins Schlafzimmer. Dann lag er auch schon in den Kissen, obwohl er gar nicht mehr müde war. Jetzt konnte er bestimmt nicht schlafen. Er küsste die nackte Schulter seiner Déesse, die sich glatt anfühlte und nach Sommer roch. Déesse hatte er sie in Frankreich genannt, als er zum ersten Mal einen Citroen DS sah. Das waren ihre Initialen – Doro Storm. Die Franzosen konnten zu einem solchen Wagen „mon DS“ oder auch „ma DS“ sagen, dann bedeutete es „meine Göttin“. Seither nannte er sie manchmal so – besonders wenn sie so viel Sommer ausströmte wie jetzt, süßer Waldboden gemischt mit säuerlichem Schweiß. Doro murmelte im Schlaf. Er streichelte ihre Wange, ihr Ohr, dann ihren Hals und legte, auf dem Bauch liegend, seinen rechten Arm um ihre Schultern. Schade, heute nicht gevögelt, dachte er. Dann versank er in Schwerelosigkeit.

Er, Student, zu früh verheiratet, zu früh Vater. Sie, seine Schulfreundin ließ ihn nicht los, jetzt hatten sie ein Baby, knapp zwei Jahre alt, das zweite unterwegs. Heute wollten sie eine Couch kaufen, doch Ikea in Wallau war abgebrannt, Brandstiftung. Sie fuhren einfach weiter zur nächsten Filiale in Walldorf bei Heidelberg. Wie weit das war, wussten sie nicht. Sie fuhren einfach los, am Wiesbadener Kreuz Richtung Darmstadt, dann eine endlose Baustelle und es wurde heiß an diesem sonnigen Samstag im September. „Verdammt eng, diese

Spuren“, sagte er. „Ja, Robby, pass' auf und fahr' nicht so schnell“. Schmal lächelte ihr Mund ihn an, während ihr Blick nach hinten in den Laderaum ging, wo Marko in seinem Kinderwagen schlief. „Warum gibt es bloß keine Möbel in Frankfurt?“, sagte sie. Er zuckte mit den Schultern: „Wir kommen gleich an. Bei Ikea ist alles viel billiger. Da lohnt sich auch eine weite Fahrt.“ – „Bist du jetzt eigentlich der Werbetexter von diesen blöden Schweden oder was?“ Ihr Blick fühlte sich an wie Zahnschmerz. „Wer wollte denn 'ne Couch? Du oder ich? Ich bestimmt nicht“, entgegnete er. „Außerdem konnte ich nicht ahnen, dass ausgerechnet an diesem Samstag der ganze Laden abfackelt.“ – „Schon gut, Süßer“, sagte sie. „Tut mir leid.“ Sie streichelte sein rechtes Bein und er versuchte, nicht gleich wieder den Gutmütigen abzugeben. Er hasste diese Einkaufstouren. Er fand sie völlig sinnlos. Wie schön wäre es jetzt an seinem Schreibtisch. Er könnte weiter schreiben: über Rock und Revolution, Punk und Protest, Freiheit und Anarchie. Er saß an seiner Magisterarbeit. Die Uni kam ihm engstirnig und spießig vor, doch er hatte einen Prof gefunden, der wie er von einem Leben träumte, in dem alles aufregend und lustvoll ablief, von einer Welt ohne Geld und ohne Macht, in der die Leute bereit waren, ihr Bestes einfach so zu geben, um sich dafür alles nehmen zu können, was sie brauchten. Sie könnten machen, was sie wollten – vorausgesetzt, es nützte allen. Dieser Gemeinschaftssinn entwickelte sich einfach von Kindesbeinen an, weil alle ihn vorlebten, denn niemand wollte den anderen betrügen, ausbeuten oder gar umbringen. „Hey, guck mal! Siehst du da vorne diesen Turm mit vier Buchstaben?“ Sie kamen in Walldorf an und auch wieder nicht, denn sie standen im Stau. Mehr als eine Stunde dauerte es, bis sie von der Autobahn auf die Ausfahrt kamen und von dort über die Brücke und dann links zu einer riesigen dunkelblauen Halle aus Metall, die alles in sich einsaugte und gefangen nahm: die Menschen, seine Gedanken und seine Gefühle.

Sie drückten sich durch einen Irrgarten von Menschen und Möbeln. Robby beguckte weniger die Schränke, Tische, Betten als die Menschen, besonders die Frauen. Plötzlich sah er Doro und Marco nicht mehr und setzte sich in einen der vielen Sessel. Die Müdigkeit musste ihn übermannt haben, denn ein Lautsprecher schreckte ihn auf: „Marko sucht seine Eltern. Bitte an der Information melden.“ Konnte

Marko weggelaufen sein? Robby rannte zu Information. „Hey, guck mal“, hörte er es ganz nah rufen. „Ich habe unsere neue Couch gefunden.“ Da stand Doro mit Marko im Arm. Er küsste beide. Das Problem an der Couch lag in ihrer Größe. Dieses bordeauxrote, mit Kord bezogene Schlafsofa passte nur mit Mühe in den VW-Bus. Den Kinderwagen mussten sie zusammenklappen und Marko auf das neue Sofa legen. Ganz vorsichtig schlängelte Robby das Auto vom Parkplatz zur Bundesstraße. Links ging es nach Heidelberg. „Lass uns doch kurz nach Heidelberg fahren“, sagte sie. „Heidelberg ist eine Stadt mit Bedeutung“, sagte er. „Ja, Romantik, ich weiß“, sagte sie. „Romantik, Japaner und Kitsch“, sagte er. „Aber guck mal, diese Hochhäuser am Hang, das sieht überhaupt nicht romantisch aus“, sagte sie. „Warte, bis wir zum Neckar kommen. Ich war vor zehn Jahren mal auf Klassenfahrt in Heidelberg“, sagte er. Marko fing an zu quäken, er musste mal Pippi machen. Sie hielten an einem großen Friedhof an und gingen hinter die Mauer. Auch ein Hippie muss mal Pippi, dachte Robby.

Dann fuhren sie weiter und kamen in eine andere Welt. Sie kurvten mehrmals am Neckar rauf und runter, da alle Parkhäuser besetzt waren. Sie sahen Palmen am Bahnhof mit vielen Fahrrädern, Ausflugsdampfer auf dem Neckar und eine rötlich schimmernde Schlossruine am Hang, bis sie schließlich doch noch eine Parklücke fanden und schnell merkten, warum die Stadt so überquoll – ein Fest war im Gange. In den Haupt- und Nebenstraßen reihte sich Stand an Stand, überall gab es Pizza, Tortillas, Burritos, Chimichangas, Enchiladas, Chili con carne und an jeder Ecke Musik, Wein und Bier. Sie gerieten immer tiefer in diese riesige Party, die zugleich einem südländischen Bazar glich. Die langsam vorwärts quellende Lavamasse schob sie auf einen großen freien Platz, wo Mexikaner im Schatten großer Platanen handgemachte Hängematten anboten. Nur 50 Mark, himmlisch bequem, für den Kleinen genau das Richtige. Die runden Frauen in ihren bunten Ponchos schauten Marko mit leuchtend schwarzen Augen an. „Süßer blonder Junge“, sagte eine dunkelbraune Schönheit und tätschelte seine Wange. Sie kauften die Hängematte und wollten gehen, doch die Mexikaner drückten ihnen Rasseln und Tamburine in die Hände und stimmten diese südamerikanischen Lieder an, die einen zwanghaft daran hinderten, Hände und Füße still

zu halten. Sie spielten und tanzten bis Mitternacht und die Mexikaner sagten, sie sollten zu ihnen kommen und dort übernachten. Sie wohnten in einem alten Haus mit vielen WGs, alle Türen offen und sie schauten in die beleuchteten Wohnungen hinein. Überall tanzten Leute, junge und alte, helle und dunkle, in einigen Zimmern liebten sich welche – war das nicht die Erfüllung seines Lebenstraums, dachte Robby. Doch wo konnten sie hier ein ruhiges Plätzchen zum Schlafen finden? Schließlich legten sie sich auf ein großes freies Bett.

Robby hörte noch „süßer blonder Junge, süßer blonder Junge“, dann einen Schrei von Doro: „Wo ist Marco? Sie haben Marco entführt!“ Das ganze Haus lief zusammen. Eine große Frau sagte: „Ich weiß, wo sie sein können“. Sie fuhren einen steilen Berg hinauf. Die Straße schlängelte sich scharf bis zu einem versteckten Zweckbau im Wald. „Das ist der Müllschlucker dieses Stadtteils. Alle Schächte hängen mit den unterirdischen Parkhäusern zusammen – ein beliebtes Versteck für alle möglichen Ganoven“, sagte die Frau. „Und da soll Marko sein?“, fragte Robby. So schnell er konnte, zog er sich die enge Röhre hoch. An den Seiten tastete er nach Einbuchtungen, an denen er sich festklammern konnte. Mit den Füßen schob er seinen Körper wie eine Ziehharmonika nach oben. Sein Rücken schmerzte, seine Nase stach vom Gestank saurer Fäulnis, sein Herz raste, sein Kopf drohte zu platzen. Laut und verzweifelt schrie er: „Marko, wo bist du?“ Er strengte sich an, etwas zu hören, doch da war nichts außer seinem Keuchen.

Ein zartes Streicheln weckte ihn. „Du hast schlecht geträumt“, hörte er eine leise Stimme sagen. Als er zu sich kam, war da eine schlanke Frau, die sich an ihn schmiegte. „Du bist frech“, sagte Robby und spürte sein Blut prickeln. „Und du bist süß“, sagte sie zart. Ihr dunkelblondes Haar roch würzig und verführerisch, überhaupt nicht seifig. Er streichelte ihren warmen Rücken und schmiegte seinen Schwanz gegen ihren Oberschenkel. Gedanken an Doro und Marko blitzten auf. „Bin ich ein Schwein?“, dachte er. Ein langer Kuss auf seinen Mund schob alle Bedenken beiseite. Dann ging alles ganz schnell – viel zu schnell. Er fühlte sich leicht und frei, vollkommen geborgen und – ohne dass es ihm bewusst war – so selig wie als Zehnjähriger an seinem Geburtstag. Noch bevor er in sie eindrang, empfand er in seiner Kehle: Das war sie – die Liebe.

◆◆◆◆◆HEIDELBERGER◆◆◆◆◆

Paula Mack

Liselotte

Die Liselotte von der Pfalz, von Neckarpfalz und Rhein,
lebte im Heidelberger Schloss, inmitten Dienerschaft
und Tross, war des Kurfürsten Töchterlein.

Die Liselotte von der Pfalz, sie war ein echtes Pfälzer Kind,
vom rechten Schlag, wie Pfälzer sind.
Sie liebte Leut' und Land, die Stadt, den Neckarstrand.

Die Pfälzer Liselotte, sie liebte Wald und Flur,
sie mochte gerne reiten, und jedermann, so glaubt
es nur, der konnte sie gut leiden.

Die Liselotte von der Pfalz, sie liebte unsre
Pfälzer Kost, das Speckbrot und den Apfelmöste,
war sehr gerade aus, mit echter Pfälzer Gosch.

Die Pfälzer Liselotte, sie sollt' nach Frankreich gehn.
Des Sonnenkönigs Bruder, er wurde ihr Gemahl;
Sie musste sich bescheiden und dort bei Hofe bleiben.
Nie würde sie vergessen das schöne Neckartal.
Sie musste traurig sehen, wie man ihr liebes Heidelberg,
das Schloss, die Pfalz, die Stadt,
in Schutt und Asche tat.

Die Liselotte von der Pfalz,
am Hügel droben steht ihr Schloss, wo man vor Jahren
es zerschoss, als Ahnfrau mag sie gehen,
ihr Heidelberg zu sehen.
Und man vergaß sie niemals ganz,
die Pfälzer Liselotte, die Liselotte von der Pfalz.

Ernst F. Grillinski

Und der Chip lächelte

Warmherzig und weltoffen, so sieht sich der Heidelberger. Ein nettes Wort oder eine freundliche Geste wechselt man allenthalben gern, nicht zuletzt beim Einkauf in der beliebten Hauptstraße – so wie in folgender Geschichte.

„Ja?“

Marvin hatte an die vor ihm stehende Person, weiblich, Alter 20 bis 30, keine Frage gerichtet. Ein Etikett auf der Brust zeichnete sie als „Birgit“ aus – mit hoher Wahrscheinlichkeit fiel sie in die Kategorie Verkäuferin. Dementsprechend interpretierte Marvins Prozessor-netzwerk das Sprachsignal als professionelle Eingabeaufforderung. Die Frequenzanalyse ergab zudem ein Anheben der Stimme in den letzten Millisekunden und bestätigte damit die Klassifizierung.

Nun wurde das Bildverarbeitungssystem aktiv. Es fokussierte auf die Munderwartungsregion und filterte den Lippenverlauf heraus. Ergebnis: schmaler Mund, im Winkel von weniger als zehn Grad nach unten gezogen. All das dauerte nur Sekundenbruchteile. Schließlich verglich eine übergeordnete Einheit alle Daten mit Heidelberger Referenzwerten. Anhand internationaler Tabellen dekodierte Marvins Elektronik das „Ja?“ schließlich zu einem „Hi! Schön Sie zu sehen! Mein Name ist Birgit, wie kann ich Ihnen behilflich sein?“

„Hallo“, gab er daraufhin erfreut zur Antwort. „Ich suche ein Jackett für eine Hochzeit. Ich bevorzuge Blautöne. Könnten Sie mir weiterhelfen?“ Die Mundwinkel der Verkäuferin zuckten, entschieden sich dann aber doch für eine weitere Absenkung um drei Grad. Mit einem „Moment bitte!“ hieß sie ihren Kunden warten und entschwand, nicht ahnend, dass sie soeben einer Sternstunde der Wissenschaft beige-wohnt hatte. Denn Marvin war der erste Mensch mit Computer erweitertem Gehirn.

Ein Verkehrsunfall hatte schwere Schäden an seinem Denkapparat hinterlassen, doch die Experten der Heidelberger Kopfklinik wussten

Rat. In einem Verbundprojekt europäischer und amerikanischer Neurowissenschaftler erhielt Marvin die einmalige Chance, kognitive Defizite durch modernste Technik auszugleichen. An Meerschweinchen und Affen war die frisch entwickelte Elektronik bereits erfolgreich getestet worden, er sollte der weltweit erste Mensch mit Chips im Kopf sein. Und so stand er nun in einem Heidelberger Kaufhaus, freute sich über die nette Verkäuferin und harnte der Jacketts, die da kommen sollten. Aber sie kamen nicht. Offenbar hatte er die junge Frau vor eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe gestellt. Der Logikprozessor spielte schnell die Möglichkeiten durch: a) Die Auswahl an geeigneten Objekten war sehr klein. Dann wäre die Suche schnell beendet. Also blieb nur Alternative b): Ein äußerst reichhaltiges Sortiment erforderte einen größeren Zeitaufwand. Zufrieden blieb Marvin weiter in Warteposition.

Als die Dame mit einem grünen Baumwollsakko und einem blau karierten Anzug zurückkehrte, war ihr Kunde perplex. Sein Logikprozessor meldete einen schweren Ausnahmefehler und versprach, nach einem Selbsttest wieder verfügbar zu sein. Es ging kurz zwischen Gehirn und Chips hin und her, dann formulierte Marvin eine höfliche Ablehnung des Angebots. „Bitte verzeihen Sie, aber das ist doch wohl nicht das Richtige.“

„Sie müssen es ja nicht nehmen“, kam daraufhin zurück. Bits wurden gesetzt und gelöscht, Speicher abgerufen. Hatte er die Verkäuferin etwa beleidigt? Die Forscher hatten ihn gewarnt, das System sei noch nicht perfekt. „Bitte verzeihen Sie, das ist sicher nur ein Missverständnis. Ich wiederhole mein Anliegen: Ein Jackett, Größe 52, Farbton blau, für einen feierlichen Anlass. Kann ich Ihnen durch weitere Angaben helfen?“

„Äh, ich glaube, ich hole einen Kollegen, der kennt sich besser aus.“ Und damit war Birgit verschwunden. An ihrer Stelle erschien kurz darauf ein „Herr Schmidt“, Mitte 50, 1,76 m, 90 kg. „Sie suchen ein Jackett?“ Sprach- wie Bildverarbeitung gelang es nicht, die Gestimmtheit des Verkäufers zu klassifizieren. Herrn Schmidts Mundwinkel verharrten in einer Neutralstellung, das Sprachsignal verriet keine Bewegung. Doch immerhin, nachdem Marvin sein Anliegen wiederholt und zehn Minuten gewartet hatte, kehrte der Verkäufer zurück.

Und er hatte zumindest einige Sakkos gefunden, die in das Raster passten. Dass das eine unter der Achsel zu knapp geschnitten, das andere in der Taille zu weit, das dritte zu kurz war – Pech. „Das sind wirklich schöne Stücke, doch leider passen sie nicht in allen Körperregionen.“

„Sie müssen sich darin wohl fühlen“, kommentierte Herr Schmidt und rang sich eine Art Lächeln ab. Marvin war irritiert. Genauer gesagt: Sein neuronales Netzwerk vermochte die Signale nicht zu interpretieren. Einerseits zeigte das Gegenüber eindeutig entblößte Zahnreihen, was als Ausdruck von Aggression zu werten war, andererseits aber wies die Mundlinie eindeutig nach oben. Leider hatte er das „Sie“ ebenso stark betont wie das „müssen“, so dass zwischen einem Ausdruck des Verständnisses und einer Forderung nicht zu entscheiden war.

Für solche Fälle hatten die Ärzte und Techniker ein Notprogramm eingebaut. „Moment bitte“, stammelte Marvin und zog sein Handy aus der Tasche. Eine spezielle Nummer verband ihn – oder besser gesagt seine Elektronik – mit dem Rechenzentrum der Universitätsklinik. Geballte Computerpower wertete alle Informationen neu aus, zog das Wissen weltweiter Datenbanken heran und kam in wenigen Sekunden zu dem Schluss: Herr Schmidt litt seinerseits an einem neuronalen Defekt, der eine uneindeutige Kommunikation mit der Umwelt bewirkte.

Mit diesen neuen Angaben konnte Marvins Prozessor endlich die Botschaft des Verkäufers dekodieren: „Sie haben Recht, es tut mir leid, dass ich Ihnen diese Objekte gezeigt habe“. Tief gerührt nahm Marvin Herrn Schmidts Hände und drückte sie ganz fest. „Das macht doch nichts, wir machen alle mal Fehler. Ich bin froh, einem so freundlichen Menschen begegnet zu sein.“

Was für ein wunderbares Erlebnis. Eine Elektrode tief im Gehirn schickte sanfte Wellness-Pulse durch Marvins Nervenbahnen, nicht benötigte Chips führten in aller Ruhe Systemchecks durch. Beseelt lächelnd verließ er das Kaufhaus. Hinter ihm murmelte Herr Schmidt leise „Arschloch“ und wandte sich dem nächsten Kunden zu.

„Ja?“

Elke Seiler

Sommerende

Sie kommt im Sommer. Nie früher, nie später, immer in jenen letzten schönen Tagen. Wenn die Hitze über den Dächern der Stadt brütet, die Luft über Mittag still zu stehen scheint und alle Leute abends zum Neckar pilgern, dann steht Anna vor der Tür. Mit ihrem Flohmarktkoffer in der Hand, blass und schmal nach der langen Reise, lächelnd. Sie kündigt ihr Kommen selten an. Nur manchmal schreibt sie Postkarten, kurze Mitteilungen im Telegrammstil: „Komme am Montag“ oder „Komme morgen mit dem Mittagszug“. Sie fragt nicht nach meinen Plänen, ich glaube, sie weiß, dass ich auf sie warte.

Anna kommt alleine. Wir nehmen uns in die Arme, ich halte sie fest, einen Moment, einen sehr langen Moment. Sie wirkt zerbrechlicher als im letzten Jahr, noch zarter, ihr Gesicht ist angespannt, obwohl sie lächelt. Sie ist lange im Zug gefahren, gewiss, ich versuche mich zu beruhigen und bin doch nicht ganz sicher. Ich frage Anna, ob sie sich ausruhen möchte. Nein, sie ist nicht müde, will nur einen Kaffee trinken, ihren Koffer abstellen, dann wird alles in Ordnung sein.

Seit Anna ausgezogen ist, lebe ich allein. Ihr altes Zimmer habe ich nur spärlich möbliert. Ein Ohrensessel, ein zumeist mit Büchern beladener Tisch, meine Stereoanlage, das ist alles. Keine Blumen, nur ein vergrößertes Schwarzweißfoto, auf dem es regnet, auf dem ein Mann einen Regenschirm schützend über einen Kontrabass hält. Ich habe niemals verstanden, warum Anna das Foto nicht mitnahm. „Es gehört hierher“, mehr hatte sie nicht dazu gesagt. Sonntags sitze ich manchmal stundenlang in ihrem alten Zimmer, lese Bücher, Zeitschriften, Zeitungen oder schaue aus dem Fenster in den Garten. Ich versuche mich zu erinnern, etwas von dem zurückzuholen, was war. Aber es funktioniert nicht. Es funktioniert nur, wenn sie da ist.

Anna trinkt ihren Kaffee schwarz, in schnellen, fast hastigen Schlucken, raucht eine Zigarette. Das entspannt sie, danach sieht sie besser, eigentlich so wie immer aus. Ich schaue sie an, fragend, abwartend, fast schon froh. Endlich – das ersehnte „Auf komm, los“.

Wir haben beide darauf gewartet, lachen, ein plötzlich aus uns herausbrechendes Lachen ist das, die Erleichterung, dass wir beide noch das Gleiche wollen.

Wir laufen durch die Straßen, durch immer dieselben, vorbei an den Häusern aus unserer Erinnerung, die plötzlich ganz real werden. Alte Häuser im Gründerzeitstil, mit winzigen Balkonen und Ornament beladenen Türen, kleinen, engen Hinterhöfen, ein altes Stadtviertel mit Geschichte, älter als wir, langsam gewachsen, vielleicht ist es das, was uns so anzieht. Anna fragt nach Leuten, mit denen wir früher Kontakt hatten, will wissen, ob sie noch dort wohnen. Manchmal schüttele ich den Kopf, erinnere mich an diverse Abschiedsfeiern inmitten von Umzugskisten, Dosenbier und mitgebrachten Salaten. Manchmal aber zucke ich mit den Schultern, ich habe keine Ahnung, wer noch in der Weststadt wohnt, weiß nicht, ob es Johanna, Michael und Götz sind oder doch ganz andere. Gemeinsam gehen wir die Klingelschilder durch, freuen uns, wenn wir eines finden, das nicht überklebt ist. Wir läuten, manchmal haben wir Glück, sitzen in den Küchen früherer Freunde, warten, bis die Worte kommen und gehen. Selten bleibt etwas, selten verabreden wir uns für den nächsten Tag oder die kommenden Wochen.

Ich habe nicht erwartet, dass sich das ändern würde. Doch Anna wehrt ab, schon am zweiten Tag. Sie wolle lieber mit mir zusammen sein, ihre Zeit nicht mit oberflächlichen Plaudereien mit Leuten verbringen, zu denen sie eigentlich keinen Bezug mehr habe. Mich überrascht das, ein klein wenig erschreckt es mich auch, denn plötzlich ist es wieder da, dieses seltsam vage Gefühl, etwas könne nicht stimmen. Wir laufen durch die Straßen, ignorieren die Klingelschilder, kommen uns dann doch verloren vor. Als es zu regnen beginnt, gehen wir in eine Kneipe, trinken erst Kaffee, später Wein und reden. Zunächst bin nur ich es, die redet. Mein Gott, wie viele Wochen habe ich nicht mehr geredet. Ich erzähle von meiner Arbeit, neuen Projekten, Büchern, von Filmen und Theaterstücken, die ich gesehen habe. Manchmal auch von Freunden, von alten, die geblieben sind oder neuen, die Anna nicht kennt. Und Anna sitzt da, stundenlang, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, den Blick auf einen Gegenstand fixiert, auf die Kaffeetasse, die Weinflasche, die Blumen am Fenster und hört zu. Sie muss nicht nachfragen, begreift intuitiv, fast ohne Worte. Ich glaube,

selbst wenn ich sie nur anschaute und schwieg, würde sie mich verstehen. Sie sagt nichts, nur wenn ich abzudriften drohe, mich in irgendetwas hineinzumanövrieren beginne, kommt dieses Warnsignal, dieser Nimm-doch-nicht-immer-alles-so-tragisch-Blick, den ich bei Anna nur zu gut kenne. Früher hat sie in solchen Momenten immer versucht, mich auf andere Gedanken zu bringen, hat vorgeschlagen, etwas Verrücktes zu machen.

Es gab viele solcher spontanen Aktionen. Eines Nachts stiegen wir die unzähligen Treppen zum Schloss hinauf, saßen auf der Goethe-Bank, schliefen unter freiem Himmel, frierend in unseren dünnen Sommerkleidern. Oder wir liefen zum Neckar, saßen schweigend am Ufer, bliesen Zigarettenrauch in die laue Abendluft. Am Morgen betrachteten wir den Sonnenaufgang, todmüde kamen wir nach Hause, schliefen lange, bis in den Mittag hinein. Ich sehne mich plötzlich nach einem dieser Abende, dieser Nächte, dieser Morgen danach. Doch dieses Mal schlägt Anna nichts vor.

Sie, die sonst kaum etwas erzählt, beginnt plötzlich zu reden, so als habe sie lange auf diesen Moment gewartet. Sturzbachartig kommen die Worte, fügen sich zu kurzen, knappen Sätzen zusammen. Sie erzählt von Bewerbungen, die sie schreibt, im Idealfall jeden Tag eine, aber mindestens drei in der Woche. Ich erinnere mich, habe es die ganze Zeit wohl verdrängt, seit zwei Jahren, seit dem Mal, als sie weinte, ich sie zum ersten Mal weinen sah, schreibt sie Bewerbungen. Sie sagt, sie würde mittlerweile jedes kleine Provinztheater anschreiben. Und sie beginnt, die einzelnen Bühnen aufzuzählen, als habe sie sie auswendig gelernt, nicht alphabetisch, sondern hin- und herspringend, vermutlich in der Reihenfolge, in der sie für sie wichtig waren. Es dauert lange. Ich denke, dass ist doch verrückt, das bringt doch nichts. Ich sage: „Anna, hör auf, lass uns miteinander reden, richtig reden“. Doch sie macht weiter, monoton, mit starr nach vorne gerichtetem Blick. Erst als sie fertig ist, schweigt sie. Sie wirkt erschöpft.

Auch ich bin müde. Was soll ich sagen, dieser Moment hatte kommen, die Gegenwart irgendwann stärker werden müssen. Nur, dass Anna so wenig gezögert, nicht einmal gefragt, nicht einmal genau hingeschaut hatte, sondern die Vergangenheit mit einer einzigen Handbewegung

weggewischt hatte, das konnte ich lange nicht begreifen. Es war so schnell gegangen, dass ich mich jetzt frage, ob unsere Erinnerung überhaupt wirklich da gewesen ist, sie, die kaum jemals greifbar war, nur in unseren Köpfen, unseren Gedanken existierte. Ich finde keine Antwort.

Trotzdem es spät geworden war, steht Anna am nächsten Morgen früh auf. Sie geht im Zimmer umher, faltet Kleidungsstücke zusammen, stapelt sie aufeinander, verstaut sie in ihrem Koffer. Ich bleibe im Bett liegen. Anna duscht, macht Kaffee, ich höre sie in der Küche mit der Zeitung rascheln. Erst als ich Angst habe, sie könne ohne ein weiteres Wort gehen, stehe ich auf. Sie hat schon den Mantel an, der Koffer steht neben ihr. Wir umarmen uns, nicht fester oder anders als sonst und doch ist mir kalt. Ich spüre ein leichtes Frösteln, als ich ihr nachschaue, winke, auch sie sich noch einmal umdreht, zurückwinkt. Ich hätte gern gewusst, ob das der Anfang vom Ende ist. Es ist das Sommerende, aber für immer?

Karl-Heinz Lauber

Traumnacht

Es war eine dieser Nächte, wo der Schlaf so zerbrechlich ist wie ein stecknadelfeiner Eiszapfen, den ein verspieltes Kätzchen nur ansehen musste, um ihn zu zerbrechen. In diesem labilen Halbschlaf hatte Moris einen Traum.

Anfangs waren es nur kleine Schnipsel, wie von einem Locher, die an seinem inneren Auge vorbei flogen, Farbflecken, deren Farbe nicht näher zu bestimmen war, Schatten, die gestaltlos an ihm vorbei huschten. Von überall herkommend und nach überall hin verschwindend. Ihm kam es vor, als ob er in einem 3D-Kino in der ersten Reihe sitzen und einen Film sehen würde, der in hundertfacher Geschwindigkeit abgespielt wird. Fasziniert von dieser Vorstellung war er gespannt, wie es weiter gehen würde. Er fragte sich, wie lange ein

Projektor so eine Geschwindigkeit aushalten würde und wie groß denn die Spule sein müsse. Und wie als Antwort auf seine Frage wurde es auf einen Schlag dunkel vor seinen Augen, wie ein Filmriss kam es ihm vor.

Doch das dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde und schon ging es weiter. Die Dunkelheit wich und die formlosen Schnipsel wurden ersetzt von orange glühenden Flammen, die von schräg oben zu ihm herunter leuchteten. Begleitet wurde die Szenerie von Ohhhhhhhhhhs und Ahhhhhhhhhhhhhhs. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der erste Teil des vermeintlichen Films ein Stummfilm gewesen sein musste. Gerade als sich die Flammen in seinem Kopf zu brennen schienen, erloschen sie, gefolgt von einem Donnerschlag, erneuter Dunkelheit und absoluter Stille.

Auch das währte nicht lange, Wortfetzen zerrissen die Stille und formten sich schnell zu ganzen Sätzen, ohne dass er verstehen konnte, was gesprochen wurde. Als es heller wurde, merkte er, dass er auf einer Empore saß, den Blick auf einen kleinen Kasten an der Wand gerichtet, den er wenig später als Satellitenlautsprecher identifizierte. Die Bilder waren jetzt ganz klar, stellte er erstaunt fest. Waren sie das schon bei den Flammen, fragte er sich erschrocken. Diese Frage blieb ohne Antwort. Als er angestrengt versuchte, den Sätzen, die an seine Ohren drangen, einen Sinn zu entnehmen, setzten sich die Boxen an der Wand in Bewegung und beschallten den Raum mit lauter Musik. Einem Impuls, sich die Ohren zu zuhalten, gab er nicht nach, als er sich seines Gegenübers, einer attraktiven Frau in seinem Alter, bewusst wurde, die ihm gerade eine Frage gestellt zu haben schien. Da sie seine geistige Abwesenheit bemerkte, stellte sie ihre Frage erneut: „Ganz schön laut hier. Da muss man sich richtig anbrüllen. Der Platz hier oben ist doch nicht so toll, was?“ – „Da hast du vollkommen Recht“, schrie er als Antwort zu ihr rüber. „War das früher auch schon so, vor dem Umbau?“ – „Ja“, meinte sie, „als es noch eine Mensa war, war die Akustik auch schon so schlecht.“ – „Dann lass uns mal gehen“ waren seine letzten Worte, bevor sich wieder die Dunkelheit breit machte.

Im nächsten Moment saß er auf einem Motorrad umhüllt von einer endlosen Schwüle, die ihn schier zu erdrücken schien, die sich aber in

eine behagliche Wärme verwandelte, sobald die Sonne untergegangen war. Mit der Dauer der Fahrt, die weniger als fünf Sekunden zu gehen schien, wich die Wärme einer erfrischenden Kühle. Die Nacht war hereingebrochen. Aus der Dunkelheit der Nacht wurde eine endlose Schwärze, die weder Mond noch Sterne kannte. Mit der Schwärze kam auch wieder die Stille, faszinierend und bedrückend zugleich.

Das Hüsteln der Bedienung ließ ihn zusammenzucken. „Was darf ich ihnen bringen?“, fragte der etwas betagte Kellner höflich. „Ich hätte gern ein Könnchen Kaffee und ein Stück Schwarzwälder Kirsch“, hörte sich Moris zu seiner Überraschung in einer Seelenruhe sagen, als ob er sich zuvor überhaupt nicht erschrocken hätte. Als er sich umsah, fand er sich in einem schönen Straßencafé in der Nähe einer großen Kirche wieder. Er saß unter einem Sonnenschirm, da die Sonne zu dieser Zeit ihren Zenit erreicht hatte und furchtbar brannte. Um ihn herum reges Treiben, Busse hielten und ließen Trauben von Menschen ein- und aussteigen. Jeder hatte mindestens zwei Fotoapparate um seinen Hals hängen und immer musste einer für den anderen posieren. Komisch, dachte er und ehe er den Gedanken weiterführen konnte, war es wieder dunkel um ihn herum.

„Mein Herr“, vernahm er eine schallende Stimme. „Ich werde ihnen überall hin folgen. Hier meine Hand und mein Schwert.“ Die Dunkelheit war einer Dämmerung gewichen und er bemerkte, dass er in einer Menschenmenge stand, die wie er ihre Blicke auf eine kleine Anhöhe gerichtet hatte. Auf der Anhöhe waren zwei Männer in mittelalterlichen Rüstungen. „Steht auf, teurer Freund, und lasst uns zurück zum Schlosse reiten“, entgegnete der Ritter, reichte dem vor ihm Knienden die Hand und zog ihn hoch. Erst jetzt erblickte er zwei Pferde, die die ganze Zeit friedlich neben den Beiden gestanden hatten. Sogleich schwangen sich die Ritter auf ihre Pferde und schienen direkt auf die Menschenmenge zuzureiten. Gerade als er ausweichen wollte, drehten sie ab und fast zeitgleich legte sich wieder totale Finsternis vor sein inneres Auge.

Wenig später stand er auf einem großen Platz. Die milde Herbstsonne wärmte seinen Nacken. Er hob seinen Blick und war fasziniert von dem Anblick, der sich ihm bot. In seiner ganzen Pracht und Fülle erstrahlte das Schloss in der nachmittäglichen Sonne. Als ob es das

Selbstverständlichste auf der Welt wäre, griff er nach seinem Fotoapparat, schaute durch den Sucher und hielt das sich ihm darbietende Schauspiel fest. Zufrieden ließ er den Apparat wieder sinken, ohne den Blick von dem Schloss zu nehmen. Er verharrte einige Minuten in stiller Andacht.

Mit diesem Bild vor Augen erwachte er und blickte auf seinen Wecker. Als er sah, dass es erst 7.00 Uhr war, legte er sich wieder hin und schlief traumlos weiter.

Michael Santak

Quarkkrise auf dem Neckar

Es war an einem Sonntag. Der Philosophenweg lag schon im Sonnenglanz, wie Robert nach Hochziehen des Rollladens sah. Werktags mussten sie immer schon um halb fünf aufstehen. Er arbeitete über hundert Kilometer weit weg und musste vor den alltäglichen Staus im Büro sein. Er brauchte dann eine Stunde. Wenn er eine halbe Stunde später losfahren würde, dauerte es neunzig Minuten. Er fand das frühe Aufstehen gar nicht so schlimm, aber die lange Autofahrt. Die schmerzte ihn sogar körperlich. Der Rücken und die Schultern taten ihm weh vom steifen Sitzen. Er konnte kaum noch das Lenkrad halten. Seit Jahren machte er eine spezielle Gymnastik, um seinen Rücken zu kräftigen. Quark ist gut dafür, sagte sein Arzt, bei dem er schon zweimal mit Akupunktur behandelt wurde. Kein Alkohol, kein Fleisch, dafür Quark, Kräuter und Apfelessig. Er hielt seinen Arzt für einen Sadisten. Aber der Arzt hatte eine Verbündete: seine Frau. Sie setzte die Anweisungen des Arztes unerbittlich durch. Morgens Apfelessig mit Honig in lauwarmem Wasser aufgelöst. Dann Vollkornbrot mit Quark, meistens Kräuterquark. Heute gab es sogar Frühlingsquark und nach dem Apfelessig Kräutertee. Denn heute war Frühlingsanfang. Heute wollten sie einen Ausflug machen. Natürlich ohne Auto. Er hasste sein Auto. Nein, so war es natürlich nicht. Er liebte sein Auto eigentlich. Nur das Auto fahren hasste er. Ein Tag

ohne Auto fahren empfand er als Befreiung. Doch auch das Laufen machte ihm Probleme. Seine alten Knochen taten ihm weh.

Dagegen helfen nur Quark und Apfelessig, sagte seine Frau. Sie müsste eigentlich nicht um halb fünf morgens aufstehen, aber sie tat es ihm zu liebe. Damit er nicht so allein frühstücken muss, sagte sie. Insgeheim hatte er den Verdacht, dass sie ihn kontrollieren wollte. Dabei trank er den Apfelessig bereits schon freiwillig und aß nichts anderes außer Kräuterquark. Etwas anderes schmeckte ihm schon gar nicht mehr. Wenn er auf Geschäftsreisen mal im Hotel frühstückte, suchte er immer zuerst die Quarkschüssel. Einmal hatte er Salami probiert, doch die lag ihm noch lange schwer im Magen und auf dem Gewissen. Ihm war, als hätte er seine Frau betrogen. Dabei hatte er noch nie seine Frau betrogen. Höchstens mal in Gedanken. Aber in Wirklichkeit war er viel zu ängstlich und schüchtern. Eigentlich wollte er gar nicht fremdgehen. Er war freiwillig seiner Frau treu. Genau so wie dem Quark und dem Apfelessig. Heute jedenfalls standen sie später auf als sonst, aßen ihr übliches Frühstück, machten die üblichen Leibesübungen und gingen wie an Sonntagen üblich am Neckar spazieren. Nicht wie üblich wollten sie heute mit dem Schiff den Fluss aufwärts fahren. Nicht zu weit, denn das Mittagessen aßen sie immer zu Hause. Pellkartoffeln mit Quark. Dann ein kleiner Mittagsschlaf und vielleicht noch mit dem Bus ins Schwimmbad fahren. Das entspannt, sagte seine Frau. Gut für deine alten Knochen.

Doch heute sollte es anders kommen. Das Schiff legte ab von der Anlegestelle, tuckerte flussaufwärts, aber es kam nur bis Schlierbach. Hochwasser hatte in den vergangenen Wochen viel Treibholz angeschwemmt und die Schleuse war verstopft. Sie mussten warten. Die Zeit schien sich endlos zu dehnen. Sie fühlten sich auf dem kleinen Freizeitkahn gefangen. Nichts war's mit dem Spazieren gehen. Das ist ja langweiliger als Auto fahren, stöhnte er. Auf Deck blies ein frischer Wind. Trotz der Frühlingssonne froren sie bis auf die Knochen. Sie gingen in das schummrige Innere des Schiffs und mussten sich wegen der Kälte dem Zigarettenqualm der Mitreisenden aussetzen. Um die Mittagszeit schauten sie auf die Speisekarte des Bordrestaurants. Kein einziges Krümelchen Quark war darauf zu finden. Doch statt Apfelessig gab es wenigstens Apfelwein.

Kurt Pulster

Der Weststädter Stolz

Der Gaisbergturm ist eine Rarität besonderer Art. Als Vorbild fun-
gierte der alte Leuchtturm von Alexandria. Er wurde 1876 vom
Architekten Fritz Seitz an einer Stelle erbaut, auf der schon früher ein
hölzerner Turm stand. Im Baustil ähnelt er den Schraubenminaretten
des Orients. Er soll das einzige Bauwerk dieser Art in Deutschland
sein, vielleicht sogar in Europa. Die meisten Türme sind von innen
begehbar – der Gaisbergturm macht eine seltene Ausnahme. Der
Aufgang ist außenseitig und in Spindelform gewendet.

Der Gaisbergturm steht auf dem Gipfel des Gaisbergs – 360 Meter
über der Stadt. Er ist exakt 1.340 Zentimeter hoch. Um auf die obere
Plattform zu gelangen, muss man 85 recht unterschiedliche Stufen
erklimmen. Auch das Außenmauerwerk ist einzigartig und wurde mit
sorgfältig behauenen Sandsteinbrocken errichtet – Trockenmauer-
werk. Alle Steine sind lose aufeinander geschichtet, ganz ohne Mörtel.
Wer Gelegenheit hat, von der Aussichtsplattform des Turms einen
Blick auf Heidelberg und die Rheinebene zu werfen, kann ermes-
sen, welches architektonische Kleinod auf dem Gaisberg steht.

Michael Santak

Perkeos Deo

(in memoriam Ernst Jandl)

Perkeos Deo trotzt
Perkeo: Deo komm komm
Perkeos Deo motzt
Perkeo: Deo los los
Perkeos Deo rotzt
Perkeo: Deo Prost Prost
Perkeos Deo kotzt
Perkeo: ogottogott

Brian Nicols

In Heidelberg sind alle zufrieden – sogar die Armen

Wie finden Sie Heidelberg? Was gefällt Ihnen hier am besten?

Brian Nichols: Heidelberg ist eine sehr schöne Stadt – wahrscheinlich sagen das alle. Heidelberg ist ruhig, aber geschäftig, modern und mit viel Geschichte. Auf jeden Fall gefallen mir am besten die romantische Umgebung, die alte Brücke, der Philosophenweg und natürlich das Schloss. Aber das allerbeste sind die Leute. Die Leute, die in Heidelberg leben, machen, dass man sich hier immer zu Hause fühlt.

Was zog Sie nach Heidelberg? Was machen Sie hier?

Brian Nichols: Ich habe eine deutsche Freundin. Ich habe Lust auf deutsche Geschichte. Ich will etwas ganz Neues erfahren. Heidelberg ist einfach die Lösung, alle diese Sachen zu verbinden. Also studiere ich in Heidelberg die Sprache, die Kultur, die Leute und genieße die Atmosphäre.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Brian Nichols: In Heidelberg sind alle zufrieden, auch die Armen. Einmal, als ich am Bismarckplatz war, sah ich einen Obdachlosen seinen Stiefel in den Brunnen halten, um ihn zu putzen. Alle Kumpel von ihm tranken Bier und sahen ganz zufrieden aus. In Amerika sind die Armen immer traurig und böse – nicht so in Heidelberg. Auch die Armen, die im Park schlafen, schauen ganz zufrieden aus.

◆◆◆◆◆◆◆◆TOURISMUS◆◆◆◆◆◆◆◆

Silke Kühn

Altstadt in Gold

Wenn der Tag sich senkt
und das Leben
davonschleicht
flutet Gold
in die Straßen der Stadt

Sanft gewärmte
Häuserzeilen
umschmeicheln wonnig
jeden Schritt

Ihre Majestät
die Schlossruine
erstrahlt
im Tauchgang
der Herbstsonne

Großmütig
neigt sie sich
zum Altstadtvolk
lauscht dem Puls
des Kopfsteinpflasters

Pochte das Herz
eben noch hell
verklingt es nun
im heimeligen Dunkel
der alten Gassen

Carsten Labudda

Thing

Heiligenberg an Walpurgis
Der Geist von damals
Als der Hippie-Trail sich in Heidelberg staute
Schickt seine Enkel hinauf
In eine Nacht Freiheit

 Noch vor Stunden
 Puppenstubenromantik der Altstadt
 Rausgeputzt für die Tourimassen
 Look, how nice, brüllt Jamie verzückt
 Einheimische lächeln gequält

Highdelberg – dein Name sei Trance
Hypnose aus Feuer und Drums
Wallende Schleier im Fackelfeld
Wogende Ohs zu gespienen Flammen
Zwanzigtausend Menschen sind ein Meer

 Noch vor Stunden
 Eingezwängt zwischen japanischen Kameras
 Und amerikanischen Individualreisegruppen
 Schnell noch ein Photo
 Vom Schloss und old little cottages

Cyberspace-Archaik
Ekstase zwischen Himmel und Wald
Selbstgedrehte kreisen
Zwischen Handydisplays, Saris und H&M
Massen-Tune-In im 21. Jahrhundert

 Jahre später am Morgen
 Der letzte Hippie aus Indien schwebt weiter
 Noch schnell eine SMS für Petra
 Musst du mal erlebt haben
 Man weiß nie, wozu das noch mal gut ist

Ludwig Heyer

Die Fähre

Es geht und geht nicht vorwärts. Meine Beine schmerzen, die Geduld ist erschöpft und obendrein werde ich müde. Hungrig bin ich inzwischen auch noch. Wie lange ich schon in der Schlange stehe? Es muss in die Stunden gehen.

Zeit genug, mehrmals meine Entscheidung zu verfluchen, ausgerechnet hierher gewollt zu haben, und das noch freiwillig, im Urlaub: die wertvollste Zeit des Jahres, wie es so schön heißt. Und da bleibt sie stehen, die Zeit, und ich gleich mit.

Die Menschenmenge vor, neben und hinter mir lächelt mich vorsichtig an, ich lächle zurück, was bleibt mir übrig. Als Westeuropäer rage ich ohnehin deutlich aus der Masse der einheimischen Inselbevölkerung heraus. Auch deshalb reiße ich mich zusammen. Die Fähre, die vollbesetzt durch waschküchendampfige Pazifikwellen stampfte, entlud sich hier im Hafen völlig, da Endstation. Um uns herum türmen sich inzwischen die unglaublichsten Warenberge auf. Gedanken an den Exodus kommen in den Sinn. Ich dachte immer, dass zwischen den einzelnen Inseln und Staaten Asiens keinesfalls ein solcher Bürokratismus herrsche wie zu Hause. Solches denke ich der Ablenkung und der inneren Disziplin wegen.

Da, endlich Bewegung im Menschenstrom, der ersohnte Schalter für Einreisende rückt langsam näher. Irgendwann stehe ich dann dicht vor dem Ziel und nehme entsetzt wahr, dass ein ganzer Familienverbund mit dem Beamten in ein heftiges Gezeter verfällt.

Aus, denke ich, vorbei. Die Hoffnung auf die Anschlussfähre zur Insel mit Hauptstadt und Flughafen schwindet dahin, da mein selbst gesetzter Zeitpuffer – stets üppig bemessen – selbst diese Unwägbarkeiten nicht mehr ausgleichen kann. Die aufkommende Torschlusspanik, im wahrsten Sinn des Wortes – unterdrücke ich so gut es geht.

Plötzlich stehe ich vor dem Beamten, der mich mürrisch anschaut und in seiner Sprache anbellt. Während er meine Papiere betrachtet,

beginnt sich seine Miene aufzuheitern, er lacht mich sogar an. In Erwartung weiterer Behinderungen, stehe ich einfach nur vor ihm und versuche aus seinem Gesicht Kommendes abzulesen.

Ich vernehme auf einmal deutsche Worte, Brocken, Satzteile aus seinem Mund. Tatsächlich, er spricht holpriges Deutsch, er fragt mich aus. Ja, ich bin Deutscher, auf Urlaub, Semesterferien, von Insel zu Insel. Was und wo ich studiere? Biologie in Heidelberg.

Bei diesem Wort beginnt er zu strahlen, während er umständlich in seinem Schreibtisch herumzukramen beginnt. Dann wedelt er mit ein paar vergriffenen Fotos vor meinem Gesicht herum, die ich betrachten soll. Er, der asiatische Beamte, im Anzug, etwas jünger, etwas schlanker, mit Kollegen, lächelnd vor typischen Heidelberger Motiven. Schloss, Alte Brücke, Uniplatz, das volle Programm. Er hatte das große Glück, sich auf Regierungskosten ein Jahr in Deutschland ausbilden lassen zu dürfen. Dabei war er auch mehrere Male in Heidelberg zu Besuch gewesen.

Als ich während der Unterhaltung kurz bemerke, dass die andere Fähre in wenigen Minuten ohne mich abfahren wird, greift er zum Telefon und bellt etwas, wieder ganz Beamter, hinein. Danach werde ich zum Tee ins Hinterzimmer gebeten, während die hinter mir Stehenden laut murren. Ich erzähle ihm von den Veränderungen in der Stadt, auch von einigen Kneipen, die er noch kennt. Schließlich komplimentiert er mich in ein vorgefahrenes Taxi, das mich geschickt, geschwind und unentgeltlich an den anderen Fährhafen bringt, wo ich das auf mich wartende, wiederum vollbesetzte Schiff besteige.

Müßig zu erwähnen, dass ich Dank der Nennung meines Studienorts rechtzeitig das Flugzeug erreiche, das mich wieder zurück bringt nach

...

Evelyn Schäffer

Heidelberger Sandstein

Vor 21 Jahren kam ich an einem feuchten, bleigrauen Herbsttag zum ersten Mal nach Heidelberg. Mit nassem Laub unter meinen Sohlen und einer dicken Kastanie in meinen Händen, eingeklemt zwischen zwei japanischen Reisegruppen: meine erste Begegnung mit dem roten Schloss. Spontan verliebte ich mich in den schimmernden Sandstein, meinem Inbegriff des Mütterlichen in der Natur. Die Feuchtigkeit der Luft fing sich an seinen Poren. Scheu legte ich meine Hände ganz vorsichtig auf einen der Mauerquader. Ich konnte nicht anders, als meine Augen schließen, um nur noch zu fühlen. Fester drückte ich meine Haut auf die raue Oberfläche, bedauernd, sie nicht vollkommen umarmen zu können. Ein wahrhaft magischer Moment, tief in meine Erinnerungen gegraben, dort seinen Platz standhaft behauptend.

Später an diesem Tag, spulte sich das typische touristische Programm eines ersten Heidelberg-Besuchs ab – zu unerheblich, um sich daran noch zu erinnern. Auch die Gesichter meiner Begleiter haben in den Jahren danach ihre Züge verloren. Am Abend saßen wir in irgendeiner Studentenkneipe. Ich weiß nur noch, dass ich Miesmuscheln in Weißwein-Gemüsesud gegessen habe, an den Gesprächen ringsum nur halbherzig beteiligt, lieber den Tag und seine Eindrücke Revue passieren lassend und mir die Annahme gestattend, dass diese Stadt meine sei.

Lange danach verliebte ich mich vollkommen unbeabsichtigt in einen Odenwälder. Einer unserer ersten Ausflüge führte mich zurück an den Ort, den ich seither nur in meinen Träumen besucht hatte. In dieser Zeit hatte er die Höhe eines irrealen Nimmerlands angenommen, erschien mir unerreichbar fern. Und nun lag er da, greifbar nah und bereit zur Erkundung. Mittlerweile bin ich schon einige Jahre mit meiner ganz privaten Odenwälder Nummer eins verheiratet. Unserem ersten Kind, einem Sohn, wurde in Heidelberg ans Licht der Welt geholfen. Viele Erinnerungen verknüpfte ich seither mit meiner Hauptstadt am Neckar, liebe sie und das Schloss wie am ersten Tag, genieße jeden Besuch bei ihr, egal ob allein oder mit Mann, Sohn und

Tochter und weiß ganz genau, dass in ihr noch viel zu entdecken liegt für mich.

Susanne Zimmer

In drei Stunden durch Heidelberg

Schon beim Aufwachen höre ich, wie unterhalb meines Fensters eine Touristengruppe von der Unteren Straße in die Pfaffengasse einbiegt. „Hier sehen sie das Geburtshaus Friedrich Eberts, des ersten Präsidenten der Weimarer Republik“, klingt die deutliche Stimme der Leiterin zu mir herauf. Ohnehin wach, setze ich mich zum Frühstück auf die Dachterrasse. Es ist ein sonniger Herbsttag und auf dem Turm der Heiliggeistkirche haben sich einige Leute zum Fotografieren eingefunden, ganz zu schweigen von den vielen Silhouetten auf dem Schloss. Auf jeden Einwohner Heidelbergs kommen laut Statistik 38 Touristen im Jahr. Wer sind eigentlich diese Leute, die täglich zu Tausenden in die Altstadt kommen? Ich muss an koreanische Reisegruppen auf Fünf-Tages-Deutschlandtour denken. Woher kommen die Heidelberger Touristen wirklich? Wie lange bleiben sie in der Stadt? Was schauen sie sich an?

Kurz darauf finde ich mich am Universitätsplatz bei Käthe Wohlfahrt wieder, wo das ganze Jahr Weihnachten ist. Eine lächelnde Asiatin verkauft mir ein Ticket für den Altstadttrundgang und bedeutet mir, zum Löwenbrunnen zu gehen. Dort herrscht reges Treiben: Der Mittelaltermarkt für den morgen beginnenden Heidelberger Herbst wird aufgebaut. Zwei Reisebusse aus Pforzheim bahnen sich den Weg, vereinzelt laufen Studenten über den Platz. Ich sichte meine Gruppe. Doch obwohl die Führung auch in Englisch angeboten wird, haben sich keine asiatischen Gäste eingefunden. Stattdessen lerne ich eine zukünftige Angestellte des Hotels Ritter kennen. Sie kommt aus der Region Bielefeld und will sich über Sehenswürdigkeiten der Altstadt informieren, um ihre zukünftigen Gäste besser beraten zu können. Neben uns steht eine ältere Frau aus Bensheim. Sie wohnt noch nicht lange dort und möchte die Umgebung besser kennen

lernen. Außerdem spielt sie mit dem Gedanken, sich an der Heidelberger Uni als Gasthörerin anzumelden. Eine Kölnerin ist für einen zweitägigen Kurzurlaub über Rothenburg nach Heidelberg gekommen. Sie hat die Altstadt gestern schon auf eigene Faust erkundet, erzählt sie uns. Nachher wird sie noch zum Schloss gehen. Gerade als unsere kleine Gruppe den Universitätsplatz verlassen will, stoßen noch acht Herren dazu. „Abenteuerlich ist das, hier einen Parkplatz zu finden“, erklärt einer die verspätete Ankunft. Sie stellen sich als Rentner vor, die für ein Ehemaligen-Firmentreffen aus ganz Deutschland nach Heidelberg gekommen sind.

Wir gehen gemeinsam zur Peterskirche, zur Fassade der alten Universitätsbibliothek und dann zum Studentenkarzer, wo ich einen Asiaten mit Europa-Reiseführer sichte – aha. Wir betreten den kühlen Flur des Gebäudes und gehen in gedämpftem Licht durch das reichhaltig bemalte Treppenhaus nach oben. Im ersten Stock sind die karg möblierten Zellen. Doch die Bilder und Texte an der Wand lassen auf einen durchaus unterhaltsamen Aufenthalt der Insassen schließen. Einer schrieb: „Hätt’ ich doch statt fünf Laternen 25 ausgemacht, hätte dann statt zwei der Tage zehne mal hier zugebracht!“ Krakeelen nach dem Kneipenabend und Schweine in der Plöck freilassen waren weitere Straftaten. Die Uni besaß damals eine eigene Gerichtsbarkeit und unterhielt daher den Karzer. Auf dem Weg nach draußen frage ich den Souvenirverkäufer, wer denn alles hierher kommt. „Japaner, Amerikaner und Spanier“, sagt er, „seltener auch Italiener, Belgier und Deutsche. Reisegruppen gehen während der Stadtführung kurz durch, Einzelne stöbern auch mal länger herum und stellen interessierte Fragen.“

An der Jesuitenkirche vorbei und über die Hauptstraße gehen wir in die Heiliggeistkirche. Silvia Kammel, unsere Führerin, erzählt über die Architektur und die Geschichte. Im Mittelalter wurde auf den beiden Emporen des Kirchenschiffs die berühmte Bibliotheca palatina aufbewahrt. Sie wurde im Dreißigjährigen Krieg gestohlen und steht bis heute im Vatikan. Später kam es zu Konflikten zwischen Protestanten und Katholiken, es wurde sogar eine Trennwand durch die Kirche gezogen.

Wieder draußen stöbere ich in den Souvenirbuden herum, die in die Kirche integriert sind. Hier gibt es alles, was sich mit einem Heidelberg-Motiv versehen lässt: Kleidung, Zinngeschirr, Bierkrüge, Karten, Fingerhüte, auch Kuckucksuhren dürfen nicht fehlen. Mir fällt ein kleiner Verkäufer auf, der fließend Englisch spricht. Seit 30 Jahren verkauft er hier. Diese Läden gebe es schon sehr lange, teilweise seien sie im Besitz der Stadt, teilweise privat. Seine Kunden kämen aus aller Welt – wie zum Beweis kommen ein Amerikaner, eine Spanierin und eine Niederländerin zur Kasse. Die Amerikaner interessieren sich schon lange für Heidelberg. Nach dem Krieg schufen sie hier viele Arbeitsplätze, er hätte damals auch bei ihnen gearbeitet, daher das gute Englisch. Touristen hätte es schon immer viele gegeben. Die alteingesessenen Altstädter hätten ein wenig auf sie geschimpft – und wurden von ihnen als Originale betrachtet.

Ich muss mich verabschieden, um meine Gruppe nicht zu verlieren. Wir gehen am Hotel Ritter und an meiner Haustür vorbei ins Friedrich-Ebert-Haus. Die Gassen, die von der Hauptstraße zum Neckar führen, waren früher das Viertel der Handwerker. Seit der Altstadtanierung ist es ein beliebtes Wohngebiet, das sich viele der ursprünglichen Bewohner jetzt nicht mehr leisten können. Sie mussten in Randgebiete abwandern. „Autsch, die Türrahmen sind ganz schön niedrig hier“, sagt die Bensheimerin. „Und eng war es damals: drei kleine Zimmer für eine große Familie.“ Wir beenden unseren Rundgang schließlich an der Alten Brücke. Einer der Rentner stellt die Frage, die auch mir auf der Zunge brennt: „Warum kommt man denn als Ausländer nach Heidelberg?“ Silvia Kammel hat mehrere Erklärungen parat: „Die Stadt hat die älteste Universität Deutschlands und daher einen internationalen Ruf. Heute sind 19 Prozent der Studenten Ausländer, wobei der bundesdeutsche Durchschnitt bei elf Prozent liegt. Im 19. Jahrhundert war Heidelberg Zentrum der Romantik und man kann den Flair aus Brentanos, Hölderlins und Goethes Zeit heute noch spüren. Im letzten Krieg wurde die Stadt verschont und so blieb ihr Charme erhalten. Der Frankfurter Flughafen ist in einer Stunde zu erreichen. Das Schloss hat Symbolcharakter und auch die schöne Lage am Neckar und den Ausläufern des Odenwalds darf nicht vergessen werden.“ – „Und aus welchen Ländern kommen die meisten Touristen?“, will ich wissen.

Viele kommen aus den USA und Japan, aber die meisten kommen aus Deutschland.

Wir verabschieden uns und ich schlendere noch etwas herum. Die deutschen Besucher fallen einem wahrscheinlich einfach nicht so auf. Die meisten Touristen bleiben nur wenige Stunden in Heidelberg und halten sich zwischen Universitätsplatz und Schloss auf. Sie sind damit gar nicht der wichtigste Wirtschaftsfaktor der Stadt – die Universität mit ihren Angestellten und angegliederten Instituten ist da bedeutender. Viele kommen mit Reisegruppen, andere mit Privatauto oder Bahn. Drei Kanadier mit großen Rucksäcken laufen an mir vorbei – ein eher seltener Anblick. Günstige Übernachtungsmöglichkeiten sind die Jugendherberge in Neuenheim und der Campingplatz hinter Schlierbach. Ich spreche zwei junge Asiatinnen an, die sich gegenseitig filmen. Sie kommen aus China. Eine arbeitet in Frankfurt und ist mit ihrem Besuch für einen Tag hergekommen. Sie wollen die Alte Brücke sehen, durch die Hauptstraße bummeln und zum Schloss. Ich steige auf den Turm der Heiliggeistkirche und sehe mir meine Dachterrasse von oben an – der ungewohnte Blick auf die Altstadt war interessant.

Ouliana Gorbolskaia

Ein Studentenkuss zum Nachtisch

Wie finden Sie Heidelberg? Was gefällt Ihnen hier am besten?

Ouliana Gorbolskaia: Ich finde Heidelberg ganz toll, mir gefällt hier am besten das Schloss. Ich habe nicht viele Erfahrungen von Deutschland, aber in Heidelberg sind die Leute sehr freundlich und hilfsbereit. Und natürlich gefällt mir der „Studentenkuss“, weil ich ein großer Nachtischfreund bin.

Was haben Sie in Ihrer Heimat über Heidelberg gehört?

Ouliana Gorbolskaia: Ja, ich habe von Heidelberg gehört, als ich über die Geschichte der Philosophie gelesen habe in „Sophies Welt“ von Jostein Gaarder.

Was zog Sie nach Heidelberg? Was machen Sie hier?

Ouliana Gorbolskaia: Um Deutsch zu lernen und tolle Ferien zu haben.

Wie würden Sie das Besondere an Heidelberg beschreiben?

Ouliana Gorbolskaia: Diese Stadt ist wirklich die Stadt der Romantik.

Michael Santak

Heidelberger Schloss mit Meeresblick

Zuerst aufs Schloss
Dann Schafheutle
Und tschüss –
Millionen Japaner können nicht irren.

Morgens Landcent
Abends Nachtschicht
Später Memories –
Millionen Amerikaner können nicht irren.

Schlossblick und Nachtleben
Na gut –
Doch wo ist hier das Meer?
Millionen Adria-Urlauber können nicht irren.

◆◆◆◆◆HIGHLIGHTS◆◆◆◆◆

Vom Homo heidelbergensis zum Weltkulturerbe

um 500.000 vor Chr.: Homo heidelbergensis. 1907 findet Daniel Hartmann den Unterkiefer dieses Urmenschen in der Nähe Heidelbergs. Das ist der älteste Teil eines menschlichen Skeletts auf deutschem Boden. Beim Homo heidelbergensis handelt es sich um einen archaischen Homo sapiens, der vor etwa 500.000 Jahren vor unserer Zeitrechnung lebte. Sein durchschnittliches Gehirnvolumen ist mit ungefähr 1.200 Kubikzentimetern größer als beim Homo erectus und kleiner als bei den meisten modernen Menschen. Der Schädel ist gerundeter als beim Homo erectus. Skelett und Zähne sind weniger robust als beim Homo erectus, jedoch immer noch robuster als beim modernen Menschen. Der Homo heidelbergensis hat noch große Augenbrauenwülste und eine fliehende Stirn. Das Kinn ist nicht so ausgeprägt wie beim modernen Menschen. Es gibt keine klare Trennungslinie zwischen dem späten Homo erectus und dem archaischen Homo sapiens. Viele Skelettfunde zwischen 800.000 und 200.000 vor Christus sind schwer dem einen oder dem anderen Typus zuzuordnen.

um 5.000 vor Chr.: Menschen werden in der Heidelberger Gegend sesshaft und beginnen mit Rodungen.

um 40 nach Chr.: Römische Truppen erobern Gebiete unter dem Heiligenberg und errichten ein wehrhaftes Kastell.

um 100: Römer errichten in der Nähe des späteren Heidelberg eine erste Holzbrücke über den Neckar.

um 250: Römer bauen bei Heidelberg eine steinerne Pfahlbrücke über den Neckar.

1196: Erste Erwähnung der Stadt Heidelberg in einer Urkunde des Pfalzgrafen Heinrich für das Kloster Schönau.

um 1225: Beginnt der Bau des Heidelberger Schlosses.

1284: Erstmals eine Neckarbrücke bei Heidelberg erwähnt.

1386: Gründung der ersten Universität Deutschlands.

1544: Die unter Kurfürst Friedrich errichteten Bauteile von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum frühen 17. Jahrhundert gehören zu den Hauptwerken deutscher Renaissance-Baukunst, im pfälzischen Erbfolgekrieg von französischen Truppen 1689 und 1693 teilweise zerstört, die Schlossruine beherrscht noch heute das weltbekannte Stadtbild.

1545: Einrichtung eines Universitätskarzers (Gefängnis für Studenten).

1563: Erscheint der Heidelberger Katechismus.

1584: Bibliotheca palatina (pfälzische Bücherei) wird bedeutendste Bibliothek Europas.

1592: Bau des Hauses *Zum Ritter St. Georg* in der Hauptstraße, das einzige Haus Heidelbergs, das die Zerstörungen des Erbfolgekriegs mit Frankreich im 17. Jahrhundert überstand, seit 1875 Hotel.

1622: Im Dreißigjährigen Krieg marschieren kaiserliche Truppen unter General Tilly in Heidelberg ein und rauben die Bibliotheca palatina aus der Heiliggeistkirche, um sie dem Papst zu schenken.

1667: Kurfürst Karl Ludwig lässt aus Prestigegründen ein zweites Großes Fass bauen. Es fasst etwa 195.000 Liter und ist auf der Oberseite begehbar. Das Fass ist das zweite Große Fass im Heidelberger Schloss und wird im gleichen Gebäude untergebracht, das Johann Kasimir, Regent der Kurpfalz, von 1589 bis 1592 für das erste Große Fass mit einer Kapazität von 130.000 Litern erbauen ließ.

1689 bis 1693: Pfälzischer Erbfolgekrieg, Schloss von französischen Truppen verwüstet, Heidelberg zerstört.

- 1720: Die reformierten Bürger zwangen den katholischen Kurfürsten Carl Philipp, seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim zu verlegen.
- 1751: Drittes Großes Fass gebaut, Fassungsvermögen: 222.725 Liter, das größte Holzweinfass der Welt.
- 1764: Heidelberger Schloss nach Wiederaufbau durch Blitzschlag teilweise zerstört, seither Ruine.
- 1797: Goethe beschreibt Heidelberg als von einem Künstler-Gott geschaffene „Ideallandschaft“.
- 1801: Hölderlin bedichtet Heidelberg als „Mutter“, die er lange schon liebt, und als „Ländlichschönste“ aller Vaterlandsstädte.
- 1803: Neugründung der Universität, die rasch junge, dem Rationalismus und der Aufklärung kritisch gesinnte Gelehrte und Studenten anzieht.
- 1804 bis 1808: Erste Blütezeit des Heidelberger Geisteslebens mit den Hoch- und Spätromantikern um Achim von Arnim, Clemens Brentano, Friedrich Creuzer, Johann Joseph von Görres und Caroline von Günderode. Joseph von Eichendorff studiert zu dieser Zeit Jura in Heidelberg und verklärt seine Erinnerungen in vielen romantischen Gedichten und Romanen. Später schreiben in Heidelberg ähnlich gestimmte Dichter wie Karl Gutzkow, Friedrich Hebbel, Karl Immermann, Gottfried Keller und Nikolaus Lenau.
- 1837: Anlage des Philosophenwegs in Heidelberg.
- 1860: Erste offizielle bengalische Beleuchtung von Schloss und Brücke.
- 1873: Gründung der Heidelberger Zement AG, heute einer der weltweit größten Baustoffproduzenten.
- 1888: Der mittelalterliche Codex Manesse (große Heidelberger Liederhandschrift) kehrt in die Universitätsbibliothek Heidelberg zurück.
- 1896: Der spätere Weltmarktführer Heidelberger Druckmaschinen AG verlegt seinen Sitz nach Heidelberg.

1897 bis 1933: Zweite Blütezeit des Heidelberger Geisteslebens mit den Philosophen und Soziologen Ernst Bloch, Erich Fromm, Karl Jaspers, Karl Mannheim, Heinrich Rickert, Alfred Weber und Max Weber. Zu ihnen gesellen sich Georg Lukács, Georg Simmel, Werner Sombart und Ernst Toller. Der George-Anhänger Edgar Salin bezeichnet Heidelberg in den Jahren vor 1914 als „die geheime Hauptstadt Deutschlands“. Ernst Bloch spricht wegen der unablässigen Diskussionen in Heidelberg vom „Mekka des Geschwätzes“. Zu Lesungen und Gesprächen treffen sich in Heidelberg die Künstler Alexander von Bernus, Richard Dehmel, Stefan George, Friedrich Gundolf, Alfred Kubin, Wilhelm Trübner und Karl Wolfskehl. Alfred Mombert kommt nur, wenn George nicht da ist. Heidelberg beheimatet damals zwei charismatische Persönlichkeiten, die Gruppen bildend und polarisierend wirken: Max Weber und Stefan George. In den Jahren nach 1917 gilt Heidelberg als „deutsches Athen“ (Wolfgang Frommel), ausgestattet mit der „fortschrittlichsten und geistig anspruchsvollsten Universität“ (Carl Zuckmayer).

1901: Uraufführung des Theaterstücks „Alt-Heidelberg“ von Wilhelm Meyer-Förster in Berlin, in 28 Sprachen übersetzter Welterfolg, 1927 von Ernst Lubitsch in Hollywood verfilmt; der Heidelberg-Mythos geht um die Welt (Jugendkult, Burschenherrlichkeit, Studentenfreiheit).

1907: Inbetriebnahme der elektrischen Bergbahn Molkenkur-Königstuhl.

1935: Einweihung der Feierstätte auf dem Heiligenberg.

1945: Befehl der US-Armee, Heidelberg nicht zu bombardieren.
30. März 1945: Die amerikanische Armee rückt in Heidelberg ein. Noch heute ist Heidelberg der Standort des Hauptquartiers der US-Landstreitkräfte in Europa. Rund 18.000 Angehörige der US-Armee sind in Heidelberg stationiert, davon 4.000 Soldaten und 14.000 Zivilbeschäftigte und Familienangehörige.

1957: Bau des Wieslocher Werks der Heidelberger Druckmaschinen AG.

1968 bis 1972: Politische Protestaktionen von Studenten und Schülern unter Teilnahme von Michael Buselmeier, Wolfgang Huber und Joscha Schmierer. November 1970: Spaltung der Heidelberger Linken in der Aula des Studentenwohnheims am Klausenpfad.

1972: Am 24. Mai wird ein Bombenanschlag auf das europäische Hauptquartier der US-Armee in Heidelberg verübt, bei dem drei US-Soldaten ums Leben kommen. Das „Kommando 15. Juli“ der „Roten Armee Fraktion“ (RAF) übernimmt die Verantwortung.

1998: Heidelberg bewirbt sich um Aufnahme als UNESCO-Weltkulturerbe.

2005: Die Entscheidung über die Anerkennung Heidelbergs als Weltkulturerbe fällt voraussichtlich in diesem Jahr.

Unter den deutschen Städten nimmt Heidelberg nach seiner Einwohnerzahl von rund 140.000 zwar nur Rang 52 ein, ist aber eine der weltweit bekanntesten deutschen Städte und zwar als Synonym für die deutsche Romantik. Die Stadt am Neckar gilt als Prototyp der deutschen Universitätsstadt, weltoffen und intim zugleich. Die Altstadt und die berühmte Schlossruine sind das Ziel zahlreicher Besucher aus dem In- und Ausland. Mit rund 3,5 Millionen Tagesgästen und rund 800.000 Übernachtungen, darunter 30 Prozent aus Übersee, genießt Heidelberg einen hohen Stellenwert als internationales Reiseziel.

Heidelberg ist berühmt als Stadt der ersten Universität Deutschlands. Vier Hochschulen und mehr als 30.000 Studierende prägen das gleichermaßen wissenschaftliche wie pulsierend junge Klima der Stadt. Mehrere Max-Planck-Institute und viele andere Forschungseinrichtungen stehen für internationale Spitzenforschung made in Heidelberg. Der „Heidelberger Geist“ zeigt sich auch in der Schulstadt Heidelberg: 34 öffentliche Schulen und elf Privatschulen decken das gesamte Bildungsspektrum der allgemeinen und beruflich bildenden Schulen ab. Auch in Sachen Weiterbildung ist Heidelberg „lehrreich“: Mehr als 30 Institute, darunter Sprach- und Managementschulen, bieten vielfältige Programme an.

Heidelberger Prominenz

(* gebürtige Heidelberger)

Rudolf Agricola, Humanist und Philosoph: Kam 1484 nach Heidelberg, wo er 1486 starb.

*Ernst Albrecht, Ministerpräsident von Niedersachsen (1976 bis 1990): Geboren in Heidelberg am 29. Juni 1930.

Hannah Arendt, Philosophin: 1926 bis 1928 Philosophiestudium in Heidelberg bei Karl Jaspers

Achim von Arnim, Schriftsteller: Lebte 1805 bis 1808 in Heidelberg, wo er mit Clemens Brentano die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgab.

Hugo Ball, Schriftsteller: 1907 bis 1908 Studium von Germanistik, Geschichte und Philosophie in Heidelberg

Ernst Bloch, Philosoph: 1911 bis 1917 Privatlehrer und Publizist in Heidelberg, gehörte dem Kreis um Max Weber an.

Johann Kaspar Bluntschli, Schweizer Rechtshistoriker und Freimaurer: Lehrte ab 1861 in Heidelberg, wo er 1881 starb.

Ludwig Börne, Schriftsteller: 1807 bis 1808 Studium in Heidelberg

Melchior und Sulpiz Boisserée, Kunstsammler: Im Frühjahr 1810 zogen die Brüder Boisserée nach Heidelberg. Bis 1819 befand sich ihre berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde in der Hauptstraße 207 bis 209.

Carl Bosch, Chemiker und Industrieller: Lebte von 1916 bis 1940 in Heidelberg; ihm gelang die großtechnische Synthese von Luftstickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak, ein Düngemittel, das durch die populäre Formel „Brot aus Luft“ beschrieben wird; Carl Bosch stand von 1919 bis 1925 an der Spitze der BASF, 1925 bis 1935 Vorstandsvorsitzender der I.G. Farben, von 1935 bis zu seinem Tod 1945 deren Aufsichtsratsvorsitzender.

Johannes Brahms, Komponist: Verbrachte den Sommer 1875 in Heidelberg.

Clemens Brentano, Schriftsteller: Lebte von 1804 bis 1808 in Heidelberg, wo er mit Achim von Arnim die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgab.

Max Brod, Schriftsteller: Studierte 1910 bei Alfred Weber.

Robert Wilhelm Bunsen, Chemiker: Lebte und lehrte von 1852 bis 1899 in Heidelberg. 1859 wandte er mit Gustav Robert Kirchhoff die Spektralanalyse auf Sonne und Gestirne an und erschloss damit die Chemie des Weltalls.

Michael Buselmeier, Schriftsteller: Wuchs in Heidelberg auf. Nach Besuch des humanistischen Gymnasiums Ausbildung zum Schauspieler. Anschließend Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Heidelberg. Chronist und Kritiker der Heidelberger Studentenbewegung. Große Verdienste um die Aufarbeitung des Mythos Heidelberg.

Ernst Robert Curtius, Romanist: 1910 bis 1911 Romanistikstudium in Heidelberg, 1923 bis 1929 Romanistikprofessor in Heidelberg.

Nicolaus Cusanus (Nikolaus von Kues), Kirchenrechtler und Philosoph: Studierte in Heidelberg und Padua, wo er 1424 Doktor der Rechte wurde.

Alexandru Ioan Cuza, erster Fürst und Gründer Rumäniens: Am 15. Mai 1873 im Heidelberger Exil gestorben.

Hilde Domin, Lyrikerin: Die große alte Dame der deutschen Lyrik studierte 1929 und von 1931 bis 1932 politische Wissenschaft, Soziologie und Jura in Heidelberg, lebt seit 1960 wieder in Heidelberg (siehe Interview).

*Friedrich Ebert, SPD-Vorsitzender, Reichskanzler, Reichspräsident: 1871 in Heidelberg geboren, Grab auf dem Heidelberger Bergfriedhof.

Joseph von Eichendorff, Dichter: 1807 bis 1808 Jurastudium in Heidelberg.

Norbert Elias, Soziologe: 1919 Philosophiestudium in Heidelberg.

Elisabeth von Österreich (Sissi), habsburgische Kaiserin: Weilte zwischen 1883 und 1890 mit ihrer Tochter Viktoria viermal zu längeren Besuchen in Heidelberg und schrieb zwei Gedichte auf Heidelberg, eins davon im Jahr 1885.

Kuno Fischer, Philosoph: Habilitation in Heidelberg 1850, verließ Heidelberg 1856, um Professor in Jena zu werden, 1872 folgte er dem Ruf der Ruperto-Carola, wo er bis zu seinem Tod 1907 lehrte.

*Carl Philipp Fohr, Kunstmaler: Geboren in Heidelberg am 26. November 1795, in Rom am 29. Juni 1818 ertrunken.

Albert Fraenkel, Arzt: Ab 1928 Leiter der Heidelberger Thorax-Klinik, im Mai 1933 von den Nazis entlassen, lenkte durch seine zahlreichen prominenten Patienten Aufmerksamkeit auf die Stadt, zu ihnen zählten Hermann Hesse, Gerhard Hauptmann, Stefan George, Carl Zuckmayer, Wilhelm Conrad Röntgen, Wilhelm Furtwängler und Gustav Stresemann.

*Ernst Fries, Kunstmaler: geboren in Heidelberg am 22. Juni 1801, gestorben am 11. Oktober 1833 in Karlsruhe.

Erich Fromm, Psychoanalytiker: Praktizierte von 1919 bis 1933 in Heidelberg.

Ulrich Fugger, Kaufmann: Lebte seit 1564 in Heidelberg, brachte 1567 seine Bibliothek nach Heidelberg, die nach seinem Tod 1584 in die Bibliotheca palatina aufgenommen wurde; diese galt danach als bedeutendste Bibliothek in Europa.

Wilhelm Furtwängler, Dirigent: 1927 Ehrenpromotion an der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, 1954 auf dem Heidelberger Bergfriedhof beerdigt.

Hans-Georg Gadamer, Philosoph: 1949 bis 1968 Philosophieprofessor in Heidelberg, 2002 im Alter von 102 Jahren in Heidelberg gestorben.

Stefan George, Dichter: Lebte ab 1911 zeitweise in Heidelberg.

Georg Gottfried Gervinus, Literaturhistoriker: 1835 außerordentlicher Germanistikprofessor in Heidelberg, 1844 ordentlicher Germanistikprofessor in Heidelberg, starb 1871 in Heidelberg.

Joseph Goebbels, Reichspropagandaminister der Nazis: Germanistikstudium in Heidelberg unter anderem bei Friedrich Gundolf, promovierte 1922 in Heidelberg bei Max Freiherr von Waldberg.

Johann Joseph von Görres, Publizist und Gelehrter: Gehörte als Privatdozent 1806 bis 1808 mit Achim von Arnim und Clemens Brentano zum Kern der Heidelberger Romantik.

Johann Wolfgang von Goethe, Schriftsteller: Kam in 40 Jahren acht Mal nach Heidelberg, erster Besuch am 17. Mai 1775, zweiter Besuch 1775, dritter Besuch von 31. Oktober bis 4. November 1775, vierter Besuch am 23. September 1779, fünfter Besuch von 4. bis 7. August 1793, sechster Besuch am 26. August 1797, siebter Besuch von 24. August bis 8. Oktober 1814, achter Besuch von 20. September bis 7. Oktober 1815

Charles de Graimberg, Kunstsammler: Kam 1810 nach Heidelberg, Retter der Heidelberger Schlossruine, starb 1864 in Heidelberg.

Friedrich Gundolf, Literaturhistoriker: 1900 bis 1911 Germanistikstudium in Heidelberg, 1911 Habilitation, lehrte ab 1911 an der Universität Heidelberg, 1917 bis 1931 als Professor für deutsche Literaturgeschichte.

Jürgen Habermas: Philosoph: 1961 bis 1963 außerordentliche Professur für Philosophie an der Universität Heidelberg.

Friedrich Hebbel, Dichter: Studierte im Sommersemester 1836 Jura in Heidelberg.

Friedrich Hecker, revolutionärer Republikaner: Jurastudium in Heidelberg, bestand 1834 die juristische Staatsprüfung und promovierte anschließend.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Philosoph: Lehrte von Oktober 1816 bis September 1818 Philosophie in Heidelberg.

Martin Heidegger, Philosoph: Hielt am 30. Juni 1933 in der Universität Heidelberg eine Rede über die Universität im Geiste des Nationalsozialismus

*Willi Heinrich, Schriftsteller: In Heidelberg geboren am 9. August 1920.

Hermann von Helmholtz, Physiologe und Physiker: Wirkte von 1845 bis 1870 als Physikprofessor in Heidelberg, vertiefte die Begründung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, maß die Geschwindigkeit eines Nervenreizes, erfand unter anderem den Augenspiegel und erkannte das Elektron als elektrisches Elementarteilchen.

Willy Hellpach, Psychologe und Politiker: Arbeitete von 1901 bis 1903 in der psychiatrischen Klinik in Heidelberg. 1926: ordentlicher Honorarprofessor für Psychologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg. 1955 in Heidelberg gestorben.

Theodor Heuss, Journalist und Bundespräsident: Übersiedelte 1943 nach Heidelberg, hielt am 16. Dezember 1948 eine Rede vor Studenten der Universität Heidelberg, eröffnete 17. Dezember 1949 die Heidelberger Friedrichsbrücke und am 5. Mai 1955 den Hauptbahnhof in Heidelberg.

Adolf Hitler, faschistischer Diktator: Erster Auftritt in Heidelberg am 6. August 1927 in der Stadthalle, über 3.500 Zuhörer, Thema: „Was ist Nationalsozialismus?“, Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Heidelberg am 23. Mai 1933, besuchte am 20. März 1935 und am 31. März 1938 Heidelberg, ordnete am 4. Juni 1941 die Neugestaltung Heidelbergs an; Heidelberg als „Reichsausbauort“ hätte westlich der Altstadt ein gebautes Dokument des „Dritten Reichs“ werden sollen: Festspielhaus, Aufmarschstraßen, grenzenlose Stadträume, weitreichende Perspektiven samt Überleitung in die inzwischen herangeführte Reichsautobahn.

Friedrich Hölderlin, Dichter: War viermal in Heidelberg und schrieb eines der schönsten Heidelberggedichte, erster Besuch Heidelbergs am 3. Juni 1788, zweiter Aufenthalt in Heidelberg im Juni 1795, dritter Aufenthalt in Heidelberg zum Jahreswechsel 1795/96, Ende Mai oder Anfang Juni 1800 vierter Aufenthalt in Heidelberg, aus der im Sommer 1800 die Ode an Heidelberg hervorgeht, basierend auf ersten Entwürfen, die spätestens im Frühsommer 1798 entstanden.

Heinrich Hoffmann, Arzt, Schriftsteller und Zeichner: Von 1829 bis 1832 Medizinstudium in Heidelberg.

Wolfgang Huber, Psychiater: 1968 Gründung des Sozialistischen Patientenkollektivs, 1971 Gründung des Informationszentrums Rote Volksuniversität, 1972 wurden er und seine Frau wegen „Beteiligung an einer kriminellen Vereinigung, Sprengstoffherstellung und Urkundenfälschung“ zu je viereinhalb Jahren Gefängnis verurteilt und verloren ihre ärztliche Approbation, 1975: Hungerstreik von der Hubers im Gefängnis, 1976 wurden sie aus der Haft entlassen.

Ricarda Huch, Schriftstellerin: Lebte von 1932 bis 1934 in Heidelberg.

Victor Hugo, französischer Dichter: 1840 Aufenthalt in Heidelberg.

Muhammad Iqbal, indischer Dichter und Philosoph, gilt als geistiger Vater Pakistans: 1907 Studium der Philosophie und Literatur in Heidelberg.

Karl Jaspers, Philosoph und Psychiater: 1901 bis 1902 Jurastudium in Heidelberg, 1906 Medizinstudium in Heidelberg, 1916 Extraordinarius für Psychologie in Heidelberg, 1922 bis 1937 Ordinarius für Philosophie in Heidelberg, 1937 Lehrverbot, Zwangsemeritierung wegen „jüdischer Versippung“, 1945 bis 1948 Lehrstuhl für Philosophie in Heidelberg.

Thomas Jefferson, Präsident der USA: 1788 Besuch in Heidelberg.

*Ernst Jünger, Schriftsteller: Am 29. März 1895 in Heidelberg geboren, 1915 notierte er als verwundeter Kriegsheld: „starkes Heimatgefühl“ und „wie schön war doch das Land, wohl wert, dafür zu bluten und zu sterben“. Gestorben am 17. Februar 1998 in Riedlingen.

Franz Kafka gehörte zu Alfred Webers Schülern. In seiner Erzählung „In der Strafkolonie“ verarbeitete Kafka einen Aufsatz seines Lehrers über die gefährliche Macht der Bürokratie.

August Kekulé, Chemiker: Entwickelte in Heidelberg 1856 bis 1858 seine Valenz- und Strukturlehre.

Gottfried Keller, Schweizer Dichter: Von 1848 bis 1850 Studium in Heidelberg.

Paul Kirchhof, Steuerrechtler: 1974 Habilitation an der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg für die Fächer Staats- und Verwaltungsrecht, insbesondere Wirtschaftsverwaltungsrecht, Finanz- und Steuerrecht sowie Verwaltungslehre, seit 1981 ordentlicher Professor für öffentliches Recht unter besonderer Berücksichtigung des Finanz- und Steuerrechts an der Universität Heidelberg, ehemals Richter am Bundesverfassungsgericht.

Gustav Robert Kirchhoff, Physiker: Bereits als Student in Königsberg (1845/46) entdeckte Kirchhoff die Gesetze der Stromverzweigung. 1850 wurde Kirchhoff nach Breslau berufen, wo er im folgenden Jahr Robert Wilhelm Bunsen kennenlernte, dem er 1854 nach Heidelberg folgte. Zusammen mit diesem entwickelte Kirchhoff die Spektralanalyse (1859/60). In diesen Zeitraum fällt auch die Formulierung des kirchhoffschen Strahlungsgesetzes (1859) und die Definition des schwarzen Strahlers (1862). Mithilfe des von ihm entdeckten Gesetzes gelang es Kirchhoff, die fraunhoferschen Linien zu erklären. Andere Beiträge betrafen die Mechanik, die Akustik und die Elektrizitätsleitung, wobei er erkannte, dass diese annähernd mit Lichtgeschwindigkeit erfolgt (1857).

Adolph Freiherr von Knigge, Schriftsteller: Lebte von 1783 bis 1787 in Heidelberg.

Helmut Kohl, Politiker und ehemaliger Bundeskanzler: Von 1950 bis 1956 Studium der Rechts-, Sozial- und Staatswissenschaften sowie der Geschichte an den Universitäten Frankfurt/Main und Heidelberg, von 1956 bis 1958 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Alfred-Weber-Institut der Universität Heidelberg.

Richard Freiherr von Krafft-Ebing, einer der Begründer der modernen Psychiatrie: Verbrachte seine Kindheit in Heidelberg, Abitur am Heidelberger Gymnasium, Medizinstudium einschließlich Promotion in Heidelberg.

Adolf Kussmaul, Internist: Wurde 1855 an die Heidelberger Universität berufen, nach ihm sind der Schlauch zur Magenausspülung und die Beatmung im Koma benannt, starb 1902 in Heidelberg.

Nikolaus Lenau, Dichter: 1831 bis 1832 Promotion zum Doktor der Medizin in Heidelberg.

*Eva Lessing, spätere Ehefrau von Gotthold Ephraim Lessing: 1736 in Heidelberg geboren, Geburtsname Hahn, später verwitwete König.

*Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans, Schwägerin Ludwigs XIV: In Heidelberg geboren am 27. Mai 1652, gestorben am 8. Dezember 1722 in Saint-Cloud bei Paris.

Karl Löwith, Philosoph: Kehrte 1952 aus der Emigration nach Deutschland zurück und erhielt unter Mitwirkung Gadamers einen Ruf nach Heidelberg, wo er bis zu seiner Emeritierung 1964 lehrte. Dort starb er 1973.

Martin Luther, Theologe und Reformator: Kam am 26. April 1518 zur Disputation seiner Thesen nach Heidelberg.

*Wilhelm Maler, Komponist: In Heidelberg geboren am 21. Juni 1902, gestorben am 29. April 1976 in Hamburg.

Ossip Mandelštam, russischer Dichter: 1909 bis 1910 Philologiestudium in Heidelberg.

Golo Mann, Historiker: Von 1929 bis 1932 Studium von Philosophie, lateinischer Philologie und Geschichte an der Universität Heidelberg, vor allem bei Karl Jaspers.

Thomas Mann, Schriftsteller: Besuchte Heidelberg sieben Mal zum Vortrag eigener Werke und bei Gelegenheit von Ansprachen, und zwar Januar 1912, Juli 1922, Februar 1924, Dezember 1926, Mai 1927, Juli 1929 und Mai 1932.

Karl Mannheim, Soziologe: Kam 1920 nach Heidelberg, 1922 bis 1925 Arbeit an der Habilitationsschrift, 1926 habilitiert für Soziologie bei Alfred Weber an der Universität Heidelberg, 1926 bis 1930, Privatdozent in Heidelberg, 1927/28 Lehrauftrag an der Universität Heidelberg.

Marie Marcks, Karikaturistin: Die große alte Dame der humoristischen Zeichenkunst lebt seit 1948 in Heidelberg.

Somerset Maugham, britischer Schriftsteller: An der Universität von Heidelberg studierte er Medizin und veröffentlichte erste Arbeiten. Trotz seines Drangs zur Literatur legte Maugham im Jahr 1898 – vor allem unter dem Druck seines Onkels – das medizinische Examen zum Arzt ab.

Philipp Melanchthon, Reformator und Humanist: 1509 Studium in Heidelberg.

Matthaeus Merian, Schweizer Kupferstecher und Verleger: Reiste immer wieder kurzfristig nach Heidelberg und fertigte unter anderem 1618 den Holzschnitt „Komet über Heidelberg“, 1620 den berühmten Kupferstich mit dem Panorama von Heidelberg und 1645 den Kupferstich mit dem Große Fass von Heidelberg.

Alexander Mitscherlich, Psychoanalytiker: In Heidelberg legte er 1939 das medizinische Staatsexamen ab. 1941 Promotion bei Victor von Weizsäcker über das Thema „Zur Wesensbestimmung der synästhetischen Wahrnehmung“. Im Anschluss arbeitete er als Neurologe an der Universität Heidelberg. 1949 gründete er an der Universität Heidelberg die Abteilung für psychosomatische Medizin, die zu einer eigenen Klinik ausgebaut wurde – der ersten ihrer Art. 1952 erhielt er eine außerplanmäßige Professur für psychosomatische Medizin an der Universität Heidelberg, die er bis zu seiner Gründung des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt am Main 1960 innehatte. 1968 wurde Mitscherlich mit einem Gutachten zur geplanten Siedlung Emmertsgrund beauftragt.

Albert Oeckl, PR-Pabst: Lehrbeauftragter für Public Relations an der Universität Heidelberg, starb 2001 in Heidelberg.

Martin Opitz, Dichter: Juni 1619 bis Oktober 1620 Studium der Philologie und Altertumskunde in Heidelberg.

*Josef Süß Oppenheimer, Kaufmann: 1698 in Heidelberg geboren, 1738 hingerichtet, bekannt durch den antisemitischen Nazi-Film „Jud Süß“. Er war Finanzrat des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, der mit ihm gemeinsam das Land ausbeutete.

Talcott Parsons, amerikanischer Soziologe: 1926 Studium in Heidelberg.

Jean Paul, Schriftsteller: 16. Juni bis 1. Juli 1818 in Heidelberg, er schwärmte: „Ich habe hier Stunden verlebt, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden“.

Clemens Perkeo, Hofnarr: Der trinkfeste Südtiroler war Fasswächter unter Kurfürst Karl Philipp (1716 bis 1742). Die Legende erzählt, dass er starb, nachdem er einmal statt Wein ein Glas Wasser getrunken hatte. Sein Nachname soll sich aus seiner Antwort herleiten, die er auf jedes Trinkangebot gab: „Perché no?“ (Warum nicht?).

Gustav Radbruch, Jurist: Habilitiert in Heidelberg 1903, von 1904 bis 1910 lehrte er an der Universität Heidelberg als Privatdozent, von 1910 bis 1914 als Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie. Nach Professur in Kiel, Reichstagsmandat und Amt als Reichsjustizminister kehrte er 1926 als Rechtsprofessor an die Universität Heidelberg zurück. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Radbruch 1933 als erster deutscher Professor aus dem Lehramt entlassen. 1945 setzten ihn die Alliierten wieder in seine Professur in Heidelberg ein. 1949 starb Radbruch in Heidelberg.

Viktor von Scheffel, Schriftsteller: 1844 bis 1847 Studium von Jura und Germanistik in Heidelberg.

Hanns-Martin Schleyer, von RAF-Terroristen ermordeter Arbeitgeberpräsident: 1933 bis 1937 Jura-Studium in Heidelberg. Zählte zu den radikalen NS-Studentenfunktionären im Heidelberg der dreißiger Jahre. Schon vor seiner Immatrikulation 1933 trat Schleyer der SS bei. An der juristischen Fakultät Heidelberg studierte er bis 1937.

Heinrich Schliemann, Archäologe: 9. bis 28. Oktober 1888 in Heidelberg.

Friedrich Christof Schlosser, Historiker: Kam 1817 nach Heidelberg, einem Ruf der Universität folgend, und starb dort 1861.

Hans-Gerhart (Joscha) Schmierer, Studentenführer: Studium an der Universität Heidelberg, 1968: Mitglied des Bundesvorstands des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS), von 1973 bis

1983 Sekretär des zentralen Komitees des Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW).

Robert Schumann, Komponist: Studierte Jura in Heidelberg von Mai 1829 bis August 1830.

Anna Seghers, Schriftstellerin: 1920 und 1922 bis 1924 Studium von Geschichte, Kunstgeschichte und Sinologie in Heidelberg.

Alfred Sohn-Rethel, Sozialwissenschaftler: 1917 bis 1923 Studium in Darmstadt (Chemie), Heidelberg und Berlin (Philosophie, Ökonomie, Geschichte und Soziologie), 1928 Promotion in Heidelberg mit einer Dissertation über die Grenznutzenlehre.

*Silvia Sommerlath, Königin von Schweden: Geboren in Heidelberg am 23. Dezember 1943.

Albert Speer, Architekt der Nazis: Lebte nach 20 Jahren Haft von 1966 bis zu seinem Tod 1981 überwiegend in Heidelberg.

Klaus Staeck, politischer Plakatkünstler: Lebt seit 1956 in Heidelberg. Produzierte 1972 im Bundestagswahlkampf etwa eine Million satirische Plakate, Postkarten und Aufkleber. Das Plakat „Deutsche Arbeiter! Die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen“ erschien allein in einer Auflage von 70.000 Exemplaren.

Ludwig Tieck, Dichter: vier Heidelbergaufenthalte von 14. bis 17. Juli 1803, im September 1806, am 22. August 1817 und am 8. Juni 1825.

Heinrich von Treitschke, Historiker: 1867 Professor an der Universität Heidelberg.

*Wilhelm Trübner, Kunstmaler: 1851 in Heidelberg geboren, führender impressionistischer Maler.

William Turner, englischer Kunstmaler: 1833 in Heidelberg.

Mark Twain, Schriftsteller: Von Mai bis Juni 1878 in Heidelberg.

*Thure von Uexküll, Arzt und Nestor der Psychosomatik: 1908 in Heidelberg geboren.

Felix Wankel, Erfinder und Konstrukteur: Lebte von 1915 bis 1931 in Heidelberg.

Alfred Weber, Volkswirtschaftler und Soziologe: 1907 Professor der Nationalökonomie in Heidelberg, 1923 bis 1933 Leitung des Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften, ließ sich 1933 in den Ruhestand versetzen, 1945 Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit, 1955 emeritiert, 1958 in Heidelberg gestorben.

Max Weber, Volkswirtschaftler und Soziologe: 1882 bis 1883 Studium von Nationalökonomie, Jura, Geschichte und Philosophie in Heidelberg, 1897 bis 1903 Professor der Nationalökonomie in Heidelberg, danach bis 1918 Privatgelehrter in Heidelberg, in Heidelberg beerdigt.

Viktor von Weizsäcker, Neurologe: Lebte in Heidelberg, 1957 in Heidelberg gestorben; Bruder von Ernst von Weizsäcker, Politiker; Onkel von Carl Friedrich von Weizsäcker, Physiker und Philosoph, und Richard von Weizsäcker, Politiker und ehemaliger Bundespräsident.

*Max Wolf, Physiker: 1863 in Heidelberg geboren, 1890 dort habilitiert, entdeckte 1909 den Halleyschen Kometen wieder, 1910 gelingt ihm in einer fast neun Stunden belichteten Aufnahme das weltweit erste Spektrum des Andromeda-Nebels, 1932 in Heidelberg gestorben.

Carl Zuckmayer, Schriftsteller: 1919 bis 1920 Philosophiestudium in Heidelberg.

Heidelbergs Nobelpreisträger

2001, *Wolfgang Ketterle, Physik. Der 1957 in Heidelberg geborene Physiker erhielt mit den beiden Amerikanern Eric A. Cornell und Carl E. Wieman den Nobelpreis für Physik. Die Wissenschaftler wurden für die Erzeugung eines neuen Aggregatzustands der Materie geehrt, des so genannten Bose-Einstein-Kondensats. Ketterle promovierte 1986 an der Ludwig-

Maximilians-Universität München und dem Max-Planck-Institut für Quantenoptik in Garching. Derzeit ist er Professor am Massachusetts Institute of Technology (MIT).

- 1991, Bert Sakmann, Medizin. Der Mediziner Bert Sakmann, geboren 1942 in Stuttgart, forschte von 1974 bis 1989 am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen, arbeitet seit 1989 am Max-Planck-Institut für medizinische Forschung in Heidelberg und ist gleichzeitig Professor an der Ruprecht-Karls-Universität. Er erhielt 1991 den Nobelpreis für Medizin für die Entwicklung einer Methode zur Untersuchung der Funktion einzelner zellulärer Ionenkanäle.
- 1979, Georg Wittig, Chemie. Der Chemiker Georg Wittig, geboren 1897 in Berlin, gestorben 1987 in Heidelberg, Professor in Braunschweig, Freiburg im Breisgau, Tübingen und Heidelberg, entwickelte eine allgemein anwendbare Olefinsynthese zum Nachbau komplizierter Naturstoffe und erhielt dafür 1979 den Nobelpreis für Chemie.
- 1963, Hans Jensen, Physik. Der Physiker Hans Jensen, geboren 1907 in Hamburg, gestorben 1973 in Heidelberg, Professor für theoretische Physik in Hannover, Hamburg und Heidelberg, entwickelte zur Erklärung der Stabilität von Atomkernen bei bestimmten Nukleonenzahlen das Schalenmodell und erhielt für diese Arbeit 1963 den Nobelpreis für Physik.
- 1954, Walter Bothe, Physik. Der Physiker Walter Bothe, geboren 1891 in Oranienburg, gestorben 1957 in Heidelberg, Professor in Berlin, Gießen und Heidelberg und Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für medizinische Forschung, dem späteren Max-Planck-Institut für medizinische Forschung. Den Nobelpreis für Physik erhielt er 1954 für die Entwicklung der Koinzidenzmethode und der mit ihr gemachten Entdeckungen.
- 1938, Richard Kuhn, Chemie. Der Chemiker Richard Kuhn, geboren 1900 in Wien, gestorben 1967 in Heidelberg, Professor in Zürich und Heidelberg und gleichzeitig Direktor am Heidelberger Kaiser-Wilhelm-Institut für medizinische Forschung, dem späteren Max-Planck-Institut für medizinische Forschung,

erhielt für seine Arbeiten über Carotinoide und Vitamine 1938 den Nobelpreis für Chemie, den er jedoch aus politischen Gründen nicht annehmen durfte.

- 1931, Friedrich Bergius, Physik. Zusammen mit dem Chemiker Carl Bosch erhielt der Physiker Friedrich Bergius den Physik-Nobelpreis für die gemeinsame Entdeckung und Entwicklung der chemischen Hochdruckverfahren.
- 1931, Carl Bosch, Physik. Zusammen mit dem Physiker Friedrich Bergius erhielt der Chemiker Carl Bosch den Physik-Nobelpreis für die gemeinsame Entdeckung und Entwicklung der chemischen Hochdruckverfahren.
- 1922, Otto Meyerhof, Medizin. Der Biochemiker Otto Meyerhof, geboren 1884 in Hannover, gestorben 1951 in Philadelphia (USA), Professor in Kiel, Berlin und Heidelberg. Nachdem ihm 1935 durch die Nationalsozialisten die Lehrbefugnis entzogen worden war, emigrierte er über Paris nach Philadelphia. Den Nobelpreis für Medizin erhielt er 1922 für die Entdeckung energetisch wichtiger Zyklen in biologischen Reaktionsketten.
- 1910, Albrecht Kossel, Medizin. Der Biochemiker, Albrecht Kossel, geboren 1853 in Rostock, gestorben 1927 in Heidelberg, Professor für Physiologie in Berlin, Marburg und Heidelberg, war einer der ersten, der die Methoden der organischen Chemie auf die Untersuchung biologischer Systeme anwandte. Er erhielt den Medizinnobelpreis für seine Arbeiten über Proteine, insbesondere die Nukleinsäuren.
- 1905, Philipp Lenard, Physik. Der Physiker Philipp Lenard, geboren 1862 in Preßburg, gestorben 1947 in Messelhausen, Professor in Breslau, Aachen, Heidelberg, Kiel und ab 1907 wieder in Heidelberg, erhielt 1905 den Nobelpreis für Physik für seine bahnbrechenden Arbeiten über die Natur der Kathodenstrahlen. Im Widerspruch zu seiner wissenschaftlichen Kompetenz stand allerdings in den späteren Lebensjahren sein Einsatz für die „Deutsche Physik“, die sich zum Ziel gesetzt hatte, alles „Jüdische“, insbesondere die Relativitätstheorie, aus der Physik zu entfernen.

Forschungseinrichtungen in Heidelberg

- Astronomisches Rechen-Institut
- Biochemie-Zentrum Heidelberg der Universität Heidelberg
- Deutsches Krebsforschungszentrum
- Deutsches Zentrum für Alternsforschung an der Universität Heidelberg
- Europäisches Institut für Telekommunikationsforschung
- Europäisches Laboratorium für Molekulare Biologie
- European Media Laboratory
- Forschungsstelle für Internationale Agrar- und Wirtschaftsentwicklung e.V.
- ifeu-Institut für Energie- und Umweltforschung Heidelberg
- Interdisziplinäres Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen der Universität Heidelberg
- Landessternwarte Heidelberg-Königstuhl
- Max-Planck-Institut für Astronomie
- Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht
- Max-Planck-Institut für Kernphysik
- Max-Planck-Institut für medizinische Forschung
- Technologiepark Heidelberg
- Zentrum für Molekulare Biologie an der Universität Heidelberg

Quellen

- Michael Buselmeier, Mythos Heidelberg, in: Michael Buselmeier (Hg.): Heidelberg-Lesebuch. Stadt-Bilder von 1800 bis heute, Frankfurt am Main 1986, Seiten 357 bis 373
- Michael Buselmeier: Heidelberg und die Literatur. Zur Geschichte des deutschen Geistes, in: Elmar Mittler (Hg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996, Seiten 242 bis 267
- Heidelberger Geschichtsverein, www.haidelberg.de
- Amt für Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Heidelberg, www.heidelberg.de
- Universität Heidelberg, www.uni-heidelberg.de

Januar 2005

1.	Sa.	16.00 Uhr und 20.00 Uhr, Neujahrskonzert, Stadthalle Heidelberg 17.00 Neujahrskonzert, Heiliggeistkirche 18.00 Uhr, Neujahrskonzert, Liebesduette und Arien, Theater Heidelberg
2.	So.	
3.	Mo.	
4.	Di.	
5.	Mi.	20.00 Uhr, Neujahrskonzert, Johann Strauss: Die Fledermaus, Stadthalle Heidelberg
6.	Do.	Heilige Drei Könige
7.	Fr.	
8.	Sa.	
9.	So.	
10.	Mo.	Heidelberger Kammermusikfestival (täglich bis 27. Januar)
11.	Di.	
12.	Mi.	20.00 Uhr, Sinfoniekonzert „Goethe in der Musik“, Stadthalle Heidelberg
13.	Do.	
14.	Fr.	
15.	Sa.	
16.	So.	
17.	Mo.	
18.	Di.	
19.	Mi.	
20.	Do.	
21.	Fr.	
22.	Sa.	
23.	So.	
24.	Mo.	
25.	Di.	
26.	Mi.	
27.	Do.	letzter Tag: Heidelberger Kammermusikfestival (tgl. seit 10.1.)
28.	Fr.	
29.	Sa.	
30.	So.	11.30 + 13 Uhr, Familienkonzert „Karneval der Tiere“, Heidelberger Philharmoniker
31.	Mo.	

Februar 2005

1.	Di.	
2.	Mi.	
3.	Do.	Altweiberfastnacht
4.	Fr.	20.00 Uhr, Werke von Sibelius, Orchester der Universität Heidelberg, Stadthalle
5.	Sa.	
6.	So.	
7.	Mo.	Rosenmontag
8.	Di.	Fastnacht: Faschingsumzug in der Heidelberger Innenstadt
9.	Mi.	Aschermittwoch
10.	Do.	
11.	Fr.	
12.	Sa.	Passionsfestival, jeweils um 18.15 Uhr bis 19. März, Heilig- geistkirche
13.	So.	
14.	Mo.	Valentinstag
15.	Di.	
16.	Mi.	
17.	Do.	
18.	Fr.	
19.	Sa.	
20.	So.	
21.	Mo.	
22.	Di.	
23.	Mi.	
24.	Do.	
25.	Fr.	
26.	Sa.	
27.	So.	
28.	Mo.	

März 2005

1.	Di.	
2.	Mi.	20.00 Uhr, Sinfoniekonzert „Vertonte Bilder – Gemalte Klänge“, Stadthalle Heidelberg
3.	Do.	
4.	Fr.	
5.	Sa.	
6.	So.	Sommertagszug Heidelberger Kinder durch die Altstadt 11.30 und 13.00 Uhr, Familienkonzert „Bilder einer Ausstellung“, Theater Heidelberg
7.	Mo.	
8.	Di.	
9.	Mi.	
10.	Do.	
11.	Fr.	
12.	Sa.	
13.	So.	
14.	Mo.	
15.	Di.	
16.	Mi.	
17.	Do.	
18.	Fr.	
19.	Sa.	18.00 Uhr, Bach: Matthäuspassion, Jesuitenkirche Heidelberg „Lange Nacht der Museen“, HD, MA und LU
20.	So.	Frühlingsanfang, Ausstellung von Gemälden aus den Uffizien (täglich bis 22. Mai), Osterbrunnenfest Rohrbach Rathaus
21.	Mo.	20.15 Uhr: Bach: Johannespassion, Heiliggeistkirche
22.	Di.	
23.	Mi.	Sinfoniekonzert „Dem Andenken eines Engels“ der Heidelberger Philharmoniker
24.	Do.	Gründonnerstag
25.	Fr.	Karfreitag, 15.00 Uhr, Oskar Gottlieb Blarr: Jesus-Passion, Heiliggeistkirche
26.	Sa.	
27.	So.	Ostersonntag
28.	Mo.	Ostermontag
29.	Di.	
30.	Mi.	
31.	Do.	

April 2005

1.	Fr.	Heidelberger Frühling, großes Musikfestival (täglich bis 30. April)
2.	Sa.	
3.	So.	
4.	Mo.	
5.	Di.	
6.	Mi.	
7.	Do.	
8.	Fr.	
9.	Sa.	
10.	So.	
11.	Mo.	
12.	Di.	
13.	Mi.	
14.	Do.	
15.	Fr.	
16.	Sa.	
17.	So.	
18.	Mo.	
19.	Di.	
20.	Mi.	20.00 Uhr, Sinfoniekonzert der Heidelberger Philharmoniker, Stadthalle Heidelberg
21.	Do.	
22.	Fr.	
23.	Sa.	
24.	So.	11.30 Uhr, Familienkonzert „Das grüne Sandkorn“, Heidelberger Philharmoniker, Theater Heidelberg
25.	Mo.	
26.	Di.	
27.	Mi.	
28.	Do.	
29.	Fr.	Heidelberger Stückemarkt (täglich bis 8. Mai)
30.	Sa.	letzter Tag: „Heidelberger Frühling“, großes Musikfestival (täglich seit 1. April)

Mai 2005

1.	So.	Maifeiertag (Tag der Arbeit)
2.	Mo.	Heidelberger Stückemarkt
3.	Di.	
4.	Mi.	
5.	Do.	Christi Himmelfahrt
6.	Fr.	
7.	Sa.	
8.	So.	Muttertag, letzter Tag: Heidelberger Stückemarkt (seit 29. 4.)
9.	Mo.	
10.	Di.	
11.	Mi.	Sinfoniekonzert „Moderne Zeiten“ der Heidelberger Philharmoniker
12.	Do.	
13.	Fr.	
14.	Sa.	Toskanische Woche mit original toskanischem Markt, Universitätsplatz (täglich bis 22. Mai)
15.	So.	Pfingstsonntag
16.	Mo.	Pfingstmontag
17.	Di.	
18.	Mi.	
19.	Do.	
20.	Fr.	
21.	Sa.	
22.	So.	letzter Tag: Ausstellung von Gemälden aus den Uffizien (täglich seit 20. März) letzter Tag: Toskanische Woche mit original toskanischem Markt, Universitätsplatz
23.	Mo.	
24.	Di.	
25.	Mi.	
26.	Do.	Fronleichnam
27.	Fr.	
28.	Sa.	
29.	So.	
30.	Mo.	
31.	Di.	

Juni 2005

1.	Mi.	
2.	Do.	
3.	Fr.	
4.	Sa.	22.15 Uhr: Heidelberger Schlossbeleuchtung
5.	So.	Heidelberger Literaturtage (täglich bis 9. Juni) 11.30 Uhr, Familienkonzert „Orpheus in der Unterhose“, Theater Heidelberg
6.	Mo.	Heidelberger Kammermusikfestival (täglich bis 24. Juni)
7.	Di.	
8.	Mi.	
9.	Do.	letzter Tag: Heidelberger Literaturtage (täglich seit 5. Juni)
10.	Fr.	
11.	Sa.	
12.	So.	
13.	Mo.	
14.	Di.	
15.	Mi.	
16.	Do.	
17.	Fr.	
18.	Sa.	
19.	So.	
20.	Mo.	Sommeranfang
21.	Di.	
22.	Mi.	
23.	Do.	
24.	Fr.	letzter Tag: Heidelberger Kammermusikfestival (täglich seit 6. Juni)
25.	Sa.	Schlossfestspiele (täglich bis 14. August)
26.	So.	
27.	Mo.	
28.	Di.	
29.	Mi.	
30.	Do.	Ende Juni bis Mitte August: Schlossfestspiele

Juli 2005

1.	Fr.	
2.	Sa.	
3.	So.	
4.	Mo.	
5.	Di.	
6.	Mi.	
7.	Do.	
8.	Fr.	
9.	Sa.	Carl Orff: Carmina Burana, Heiliggeistkirche 22.15 Uhr: Heidelberger Schlossbeleuchtung
10.	So.	
11.	Mo.	
12.	Di.	
13.	Mi.	
14.	Do.	
15.	Fr.	
16.	Sa.	
17.	So.	
18.	Mo.	
19.	Di.	
20.	Mi.	
21.	Do.	
22.	Fr.	
23.	Sa.	
24.	So.	
25.	Mo.	
26.	Di.	
27.	Mi.	
28.	Do.	
29.	Fr.	
30.	Sa.	
31.	So.	

August 2005

1.	Mo.	
2.	Di.	
3.	Mi.	
4.	Do.	
5.	Fr.	
6.	Sa.	
7.	So.	
8.	Mo.	
9.	Di.	
10.	Mi.	
11.	Do.	
12.	Fr.	
13.	Sa.	
14.	So.	letzter Tag: Schlossfestspiele (täglich seit 25. Juni)
15.	Mo.	Mariä Himmelfahrt
16.	Di.	
17.	Mi.	
18.	Do.	
19.	Fr.	
20.	Sa.	
21.	So.	
22.	Mo.	
23.	Di.	
24.	Mi.	
25.	Do.	
26.	Fr.	
27.	Sa.	
28.	So.	
29.	Mo.	
30.	Di.	
31.	Mi.	

September 2005

1.	Do.	
2.	Fr.	
3.	Sa.	21.30 Uhr: Heidelberger Schlossbeleuchtung, Weststadtfest
4.	So.	10.00 Uhr Weststadtfest, Wilhelmsplatz
5.	Mo.	
6.	Di.	
7.	Mi.	
8.	Do.	
9.	Fr.	
10.	Sa.	
11.	So.	
12.	Mo.	
13.	Di.	
14.	Mi.	
15.	Do.	
16.	Fr.	
17.	Sa.	
18.	So.	
19.	Mo.	
20.	Di.	
21.	Mi.	
22.	Do.	Herbstanfang
23.	Fr.	
24.	Sa.	Heidelberger Herbst
25.	So.	
26.	Mo.	
27.	Di.	
28.	Mi.	
29.	Do.	
30.	Fr.	

Oktober 2005

1.	Sa.	
2.	So.	
3.	Mo.	Tag der deutschen Einheit
4.	Di.	
5.	Mi.	
6.	Do.	
7.	Fr.	
8.	Sa.	
9.	So.	
10.	Mo.	
11.	Di.	
12.	Mi.	
13.	Do.	
14.	Fr.	
15.	Sa.	
16.	So.	
17.	Mo.	
18.	Di.	
19.	Mi.	
20.	Do.	
21.	Fr.	
22.	Sa.	
23.	So.	
24.	Mo.	
25.	Di.	
26.	Mi.	
27.	Do.	
28.	Fr.	
29.	Sa.	Zehntes Stepptanz-Festival in der Musik- und Singschule (täglich bis 6. November)
30.	So.	
31.	Mo.	Reformationstag

November 2005

1.	Di.	Allerheiligen
2.	Mi.	
3.	Do.	
4.	Fr.	
5.	Sa.	
6.	So.	letzter Tag: Zehntes Stepptanz-Festival in der Musik- und Singschule (seit 29. Oktober) Martinszug durch die Altstadt
7.	Mo.	
8.	Di.	
9.	Mi.	
10.	Do.	
11.	Fr.	
12.	Sa.	
13.	So.	Volkstrauertag
14.	Mo.	
15.	Di.	
16.	Mi.	Buß- und Bettag
17.	Do.	
18.	Fr.	
19.	Sa.	
20.	So.	Totensonntag
21.	Mo.	
22.	Di.	
23.	Mi.	Heidelberger Weihnachtsmarkt (täglich bis 22. Dezember)
24.	Do.	
25.	Fr.	
26.	Sa.	
27.	So.	Erster Advent
28.	Mo.	
29.	Di.	
30.	Mi.	

Dezember 2005

1.	Do.	
2.	Fr.	
3.	Sa.	
4.	So.	Zweiter Advent
5.	Mo.	
6.	Di.	Nikolaustag
7.	Mi.	
8.	Do.	
9.	Fr.	
10.	Sa.	
11.	So.	Dritter Advent
12.	Mo.	
13.	Di.	
14.	Mi.	
15.	Do.	
16.	Fr.	
17.	Sa.	
18.	So.	Vierter Advent
19.	Mo.	
20.	Di.	
21.	Mi.	Winteranfang
22.	Do.	letzter Tag: Heidelberger Weihnachtsmarkt (täglich seit 23. November)
23.	Fr.	
24.	Sa.	Heiligabend
25.	So.	Erster Weihnachtstag
26.	Mo.	Zweiter Weihnachtstag
27.	Di.	
28.	Mi.	
29.	Do.	
30.	Fr.	
31.	Sa.	Silvester

Entertainment des Tages

Tagesaktuelle Veranstaltungstipps

Heidelberg aktuell, www.heidelberg-aktuell.de

Meier, www.meier-online.de

Prinz Rhein-Neckar, <http://prinz-live.cynobia.de/rheinneckar.html>

Rhein-Neckar-Zeitung, www.rnz.de

Ruprecht, www.ruprecht.de

Scala, www.scala-web.de

Stadtführungen, Touristeninformation, Zimmersuche

www.cvb-heidelberg.de

Zu den Mitwirkenden

Jochen A. Bär, Germanist, Jahrgang 1967, lebt mit Unterbrechungen seit 1992 in Heidelberg.

Sonja Baum, Molekularbiologin und Schriftstellerin, Jahrgang 1979, lebt derzeit in Berlin, in Hannover geboren und aufgewachsen, lebte fünf Jahre lang in Heidelberg, wo sie im Frühjahr 2004 im Fach Biologie mit Schwerpunkt Molekularbiologie diplomierte. Ihr erster Roman „Novembertag im Frühling“, der 2003 im Karin Fischer Verlag erschien, spielt in Heidelberg.

Helga Flaig-Becker, technische Zeichnerin, Jahrgang 1944, lebt seit 1946 in Heidelberg.

Lothar Binding, Starkstromelektriker, Mathematiker, Bundestagsabgeordneter der SPD für den Kreis Heidelberg, Jahrgang 1950, 1973 bis

1981 Studium der Mathematik, Physik und Philosophie in Tübingen und Heidelberg, lebt seit 1974 in Heidelberg, www.lothar-binding.de.

Juliette und Violette Delerue, Schülerinnen, Jahrgang 1989 und 1990, besuchten Heidelberg von 18. Juli bis 4. August 2004, sie leben in Genf, französische Schweiz.

Hilde Domin, Dichterin, Jahrgang 1909, studierte 1929 bis 1932 in Heidelberg, wo sie Jaspers und Mannheim hörte, lebt nach 22-jährigem Exil seit 1961 wieder in Heidelberg.

Birgit Erwin, Studienreferendarin für Deutsch und Englisch, Jahrgang 1974, lebt seit 1994 in Heidelberg und hat hier studiert.

Ouliana Gorbolskaia, Schülerin, Jahrgang 1990, besuchte Heidelberg von 3. bis 31. Juli 2003 und von 20. Juni bis 17. Juli 2004, lebt in Moskau, Russland.

Ernst F. Grillinski, freier Autor, Jahrgang 1955, lebt seit 1974 in Heidelberg.

Werner Hacker, freier Journalist und Autor, Jahrgang 1954, von 1974 bis 1980 geisteswissenschaftliches Studium an der Universität Heidelberg, von 1975 bis 1982 Kulturjournalist beim „Heidelberger Tageblatt“, 1985 erster Preis beim Mannheimer Kurzgeschichtenwettbewerb, lebt in Mannheim.

Ludwig C. Heyer, Hochbau-Ingenieur, Jahrgang 1955, in Heidelberg geboren und aufgewachsen, lebt in Hirschhorn.

Walter Jost, Jahrgang 1946, in Heidelberg geboren und aufgewachsen, lebt in Leimen.

Silke Kühn, Studienrätin, Jahrgang 1971, studierte von 1991 bis 1998 in Heidelberg Biologie und Sport, lebt in Waibstadt.

Carsten Labudda, Politiker, Bundessprecher der BAG Drogenpolitik der PDS, Jahrgang 1975, lebt seit 1996 bei Heidelberg, www.carsten-labudda.de.

Karl A. Lamers, Politiker, Bundestagsabgeordneter der CDU für den Kreis Heidelberg, Jahrgang 1951, lebt seit 1975 in Heidelberg, www.karl-lamers.de.

Karl-Heinz Lauber; Diplom-Sozialpädagoge, Jahrgang 1963, lebt seit 1988 in Heidelberg.

Paula Mack, Jahrgang 1913, lebt seit 1929 in Heidelberg.

Thomas Martin, Jahrgang 1967, hat von 1994 bis 2000 in Heidelberg gelebt und studiert, arbeitet als Wissenschaftler in Basel, Schweiz.

Cristina Morisoli und Alessia Pauchard, Schülerinnen, Jahrgang 1986, besuchten Heidelberg von 1. bis 21. August 2004, sie leben in Bellinzona, italienische Schweiz.

Hans-Martin Mumm, Leiter des Kulturamts von Heidelberg, Jahrgang 1948, lebt seit 1970 in Heidelberg, wo er auch studierte.

Brian Nichols, Historiker und Philosoph, Jahrgang 1982, besuchte Heidelberg von 30. Mai bis 30. Juli 2004, er lebt in Davenport, USA.

Dirk Niebel, Politiker, Bundestagsabgeordneter der FDP für den Kreis Heidelberg, Jahrgang 1963, lebt seit 1990 in Heidelberg, seine Familie stammt aus der Neckarstadt, er selbst ist in Hamburg aufgewachsen, www.dirk-niebel.de.

Volker Oesterreich, Leiter der RNZ-Kulturredaktion, Jahrgang 1960, lebte von seiner Geburt bis 1980 in Heidelberg und kehrte 2001 in die Region zurück.

Kurt Pulster, Vorsitzender des Stadtteilvereins West-Heidelberg, Jahrgang 1939, lebt seit seiner Geburt in Heidelberg, www.west-heidelberg.de.

Oliver Richter, Jurist und Publizist, Jahrgang 1965, lebt seit seiner Geburt in Heidelberg.

Ana Santak, Deutsch- und Englischstudentin, Jahrgang 1982, lebt seit 1990 in Heidelberg, Scheffelpreisträgerin. Ihr Roman „Lovebites oder die Jungenleiden der W.“ erschien 2002 im Beltz & Gelberg Verlag, www.ana-santak.de.

Michael Santak, Journalist, Jahrgang 1957, lebt seit 1989 in Heidelberg, Veröffentlichungen in Anthologien, dritter Preis beim Bad Homburger Literaturwettbewerb 1985, www.michael-santak.de.

Evelyn Schäffer, technische Angestellte, Jahrgang 1963, besuchte Heidelberg mehrmals, lebt in Sinsheim.

Sebastian Schlaf, Journalist, Jahrgang 1965, lebt seit 2000 in Dossenheim.

Elke Seiler, Journalistin und Autorin, Jahrgang 1969, hat Romanistik und Germanistik in Heidelberg studiert, lebt seit Sommer 2004 wieder in Heidelberg.

Peter Seipel, Journalist, Jahrgang 1957, besuchte Heidelberg in diesem Sommer und in den vergangenen Jahren rund zehn Mal, lebt in Frankfurt am Main.

Yumiko Shimada, Chemikerin, Jahrgang 1977, besucht Heidelberg von 25. Juli 2004 bis 31. März 2005, sie lebt in Tokio, Japan.

Norbert Theobald, Redakteur, Kameramann und persönlicher Presse-referent des SPD-Bundestagsabgeordneten Lothar Binding, Jahrgang 1955, 1987 bis 1991 Studium der Erziehungswissenschaften, Soziologie und politischen Wissenschaften an der Universität Heidelberg, lebt seit 1986 in Heidelberg.

Michael Treinies, Altenpfleger, Jahrgang 1967, in Heidelberg geboren, in Leimen aufgewachsen, besuchte in Sandhausen das Gymnasium, Studium von Mathematik und Philosophie in Heidelberg, wo er seit 1997 wohnt, erste Veröffentlichung in der Autorenwerkstatt des R. G. Fischer Verlags, zuletzt 2003 in der Anthologie „O du allerhöchste Zier“ in der Edition L, sein Gedichtband „Stille Räume“ erschien 2003 im Czernik Verlag.

Beate Weber, Oberbürgermeisterin von Heidelberg, Jahrgang 1943, lebt seit 1963 in Heidelberg, wo sie auch studierte, www.beate-weber.de.

Marc Zastrow, Rechtsanwalt, Jahrgang 1975, lebt seit 2002 in Heidelberg.

Susanne Zimmer, Geographiestudentin und Gärtnerin, Jahrgang 1977, lebt seit 1998 in Heidelberg.